

**Mehr  
Kultur  
pro Gramm**  
programmzeitung.ch

**Ausbildungsabo für 39.–**

Nur gegen Kopie eines  
gültigen Ausweises

statt 75.–

# Programmzeitung

Kultur im Raum Basel

## Abobestellung

Ausbildungsabo, 11 Ausgaben, CHF 39.–  
Schnupperabo, 3 Ausgaben, CHF 12.–

abo@programmzeitung.ch  
www.programmzeitung.ch  
061 560 00 67

**Wissen, was kulturell läuft**  
Lass Dich monatlich auf rund  
80 Seiten vom vielfältigen  
Kulturangebot im Raum Basel verführen

Musik | Kunst | Film | Theater | Literatur | Tanz ...

Università  
della  
Svizzera  
Italiana  
uniss.ch

**USI**  
Università  
della Svizzera  
italiana

Let our innovative  
Masters inspire you!

**m<sup>o</sup>**  
master.usi.ch

USI Lugano/Mendrisio  
studyadvisor@usi.ch  
www.usi.ch

## Masters

### ARCHITECTURE\*

#### ECONOMICS

Banking & Finance  
Economia e Politiche Internazionali\*  
Finance  
Management

#### COMMUNICATION

Communication, Management & Health  
Gestione dei Media\*

#### LINGUA, LETTERATURA E CIVILTÀ ITALIANA\*

#### ECONOMICS AND COMMUNICATION

Corporate Communication  
Financial Communication  
International Tourism  
Marketing  
Public Management and Policy, PMP\*

#### INFORMATICS

Applied Informatics  
Computational Science  
Distributed Systems  
Embedded Systems Design  
Intelligent Systems  
Software Design

#### INFORMATICS AND ECONOMICS

Management and Informatics

Master Meetings  
1-15.4.2011

Master Info Day  
4.3.2011

www.opendays.usi.ch

\*In Italian. All other programmes are held in English.



# WWW.GEZETERA.CH

# gezetera

NR.01/2011 UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG DER UNIVERSITÄT BASEL • WWW.GEZETERA.CH

## DER DOZENT

### **UNIKARRIERE –**

Der steinige Weg zur  
eigenen Professur  
s.14/15

### **DREI JAHRHUNDERTE UNIREGELUNGEN**

«und nichts wichtiges  
vorgefallen»  
s.5

### **VON DER SITZBANK ANS REDNERPULT**

Prof. Dr.  
Christiana Fountoulakis (33)  
im Gespräch  
S.22/23

# Impressum

## HERAUSGEBER

gezetera Verlag (Verein)  
c/o Deutsches Seminar  
Nadelberg 4  
CH-4051 Basel  
print@gezetera.ch  
www.gezetera.ch

## CHEFREDAKTION PRINT

Sven Schopfer & Deborah Nobs

## REDAKTION DIESER AUSGABE

Alexander Jungo  
Deborah Nobs  
Sven Schopfer  
Lilian Pala  
Daniel Hofer  
Miranda Oeschger  
Bernhard Eymann  
Andreas Schönenberger  
Gregor Szyndler  
Daniel Lüthi  
Yelisaveta Stählin

## LAYOUT

Sarah Ritter, Grafikerin  
www.rittergrafik.com  
sarah@rittergrafik.com  
Tel. 078 691 36 77

## FOTOGRAFIEN

Sandra Amport  
www.sandraamport.com

## INSERTATE

Go! Uni-Werbung AG  
info@go-uni.com

## EDITORIAL

# Geneigte Lesende

### Geneigte Lesende

Spätestens seit Augustinus ist klar, dass die rhetorische Trias des docere-movere-delectare das Publikum dem Vortragenden wohlgesonnen stimmen soll. In diesem Sinne buhlen unsere Redaktoren dieser Ausgabe um Ihr erlauchtes Gehör:

#### docere

Alexander Jungo (s.4) belehrt mit seiner kritischen Stellungnahme zum Titel der vorliegenden Ausgabe nicht nur das Publikum, sondern ebenfalls das Redaktionsteam und fragt sich *Und die Dozentin?*

Andreas Schönenberger (s.6/7) begleitet beobachtend *Die Geburt eines Dozenten* und wandelt diese Impressionen in *eine dramatische Komödie in drei Akten* um.

Deborah Nobs (s.8/9) plädiert *Trotz alledem und alledem* ... für einen spielerischen Umgang mit der Wissenschaft, um die Wissenschaft von der Bolognakritik in ihre Eigentlichkeit zurück zu überführen.

Sven Schopfer (s.10) kristallisiert bei seiner Umfrage *nachgefragt* das Idealbild eines Dozierenden heraus.

Deborah Nobs (s.11) preist etwas lakonisch die Vorteile eines *academic couple* an.

#### movere

Um von den schweren Reflexionen wieder leichten Auftrieb zu gewinnen, widmet sich Lilian Pala (s.16) durch eine assoziative Reflexion dem heissgeliebten *Feedbacktaumel*, während sich Sven Schopfer im *Genius lokus* in die Tiefen der studentischen Psyche bzw. gesellschaftlichen Abgründe begibt.

Miranda Oeschger (s.17) stellt in der Philo-Kolumne das Leben in einer *Philosophen-Wg* vor, das gar nicht so metaphysisch ist und Bernhard Eymann schlägt in der Jus-Kolumne *Verdunkelungsgefahr* Nägel ein, um nicht in geistige Höhen zu entschwinden.

Gregor Szyndler sinniert über den Frühjahrsevent an der Universität Basel, den *Science Slam* (s.18) und trägt mit der Rezension zum Buch *Wikileaks und die Folgen* (s.19) zur Allgemeinbildung bei.

#### delectare

Bei einer rhetorischen Fahrt durch die Hirnwindungen von Studierenden darf natürlich das dichterische Element nicht vergessen werden. So zeigt Daniel Lüthi (s.20) in seinem Text *Märchenhaft*, was geschieht wenn Hänsel und Gretel Lust an der Grenzüberschreitung finden; Yelisaveta Stählin's *Wortader* (seh)n sucht Ewigkeit.

gezetera im Gespräch mit *Prof. Dr. Christiana Fountoulakis* erzählt als Abrundung des Themas den märchenhaften Aufstieg einer der jüngsten ordentlichen Professorinnen in der Schweiz.

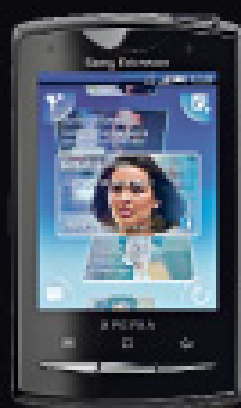
*Deborah Nobs & Sven Schopfer*

# Orange Me mit Young Option

## Gratis-Anrufe ein Leben lang

### Lara Plappertantes Abo

|          |        |              |
|----------|--------|--------------|
| SPRECHEN | 30 MIN | ORANGE YOUNG |
| SMS      | 90 SMS |              |
| SURFEN   | 1 GB   |              |



1.-

Sony Ericsson X10 Mini Pro  
Orange Me/12 Monate  
30 Min., 90 SMS, 1 GB  
Ohne Preispaket 399.-

Preis gilt bei Neubeschluss des angegebenen Orange Me Abos (CHF 45.-/Mt.) für 12 Mt. Exkl. SIM-Karte CHF 40.-. Solange Vorz. Voraussetzung für die Gewährung der Vorteile der gratis Orange Young Option ist der Abschluss oder der unveränderte Fortbestand eines Orange Me Abos für Privatkunden. Gültig für Anrufe zu Orange und aufs Schweizer Festnetz für alle unter 27 und Studenten. Mehr Infos unter [orange.ch/young](http://orange.ch/young)





# Und die Dozentin

Ein Nachtrag zum missverständlichen Hefttitel

«Hochgeehrtes Fräulein», schrieb der Rector magnificus der Basler Universität im Jahre 1885 an die spätere Historikerin Meta von Salis, die um Zulassung zu den Vorlesungen Jacob Burckhardts ersucht hatte, «gestern sind die Würfel gefallen, leider nicht zu Ihren Gunsten. Mit einem kleinen Mehr wurde der Beschluss gefasst, dass Frauen unter allen Umständen von der Teilnahme an den Vorlesungen der Universität ausgeschlossen seien. Herr Professor Dr. J. Burckhardt beauftragt mich, Ihnen sein lebhaftes Bedauern über diesen Regenzbeschluss auszudrücken.» (Es vergingen fünf weitere Jahre, bis der Regierungsrat entgegen der Empfehlung

des Kollegiums beschloss, Frauen zumindest «versuchsweise» zum Studium zuzulassen.) Der grosse Jacob Burckhardt, dessen Bedauern über den negativen Entscheid nicht allzu lebhaft ausgefallen sein dürfte, wäre keineswegs irritiert gewesen darob, dass Studierende des Historischen Seminars eine «Historische Studentenzeitschrift» (HiZ) herausgeben oder dass dieses Heft den Titel «Der Dozent» trägt. Und wir? Auf jeden immatrikulierten Studenten kommt an den Schweizer Universitäten eine Studentin, auf drei Doktoranden kommen immerhin zwei Doktorandinnen, doch auf neun Professoren nach wie vor nur eine Professorin. Sind Frau-

en in der akademischen Welt heute also tatsächlich so selbstverständlich, dass es cool ist, das generische Maskulinum (Verwendung maskuliner Personenbezeichnungen für beide Geschlechter) zu setzen?

Die Diskussion um die sprachliche Gleichstellung von Frauen und Männern ist lang (etwa: Warum sollten Genus und Sexus kongruent sein?), gleichwohl gilt heutigentags der Konsens, das Geschlecht bei Personenbezeichnungen sichtbar zu machen und gegebenenfalls beide Geschlechter zu nennen. Unbestreitbar trägt der Versuch der Gleichstellung in der Sprache nicht nur

zur Ästhetik selbiger bei. Das sogenannte Binnen-I (ein verstecktes generisches Femininum?), gebräuchlich im Behördenslang oder bei «bei Publikationen wie der WoZ», lässt uns beim Lesen stolpern. Ähnlich verhält es sich in Fliesstexten mit dem Splitten mittels Schräg- und Bindestrichen oder Klammern und der Doppelnennung, zu schweigen vom «Gender Gap» – das Goethe-Institut warnt vor «gender-grotesken Sprachirrungen» – der Queer-Theorie. Doch sind dies schwachbrüstige Argumente gegen eine geschlechtergerechte Sprache, schliesslich haben sich praktikable Lösungen durchgesetzt: geschlechtsneutrale Ersatzbildungen («Studierende» statt «Studenten und Studentinnen», «Dozierende» statt «Dozent(inn)en») oder, noch eleganter, die abwechselnde Nennung der weiblichen und der männlichen Form. Die Zeiten des plumpen «Mitmeinens» sollten allemal vorbei sein. Verwiesen sei deshalb auf die ungezählten Dozierenden und Dozentinnen in den redaktionellen Beiträgen dieser Ausgabe – mit der Bitte, uns diesen Fauxpas, «geleistet der Kürze halber» nachzusehen.

Alexander Jungo  
alexander.jungo@stud.unibas.ch

# gezetera

NR.01/2011 UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG DER UNIVERSITÄT BASEL • WWW.GEZETERA.CH

## DER DOZENT

## Dozierende DozentIn Dozentin Ddozi D

**UNIKARRIERE –**  
Der steinige Weg zur  
eigenen Professur  
s.14/15

**DREI JAHRHUNDERTE  
UNIREGELUNGEN**  
«und nichts wichtiges  
vorgefallen»  
s.5

**VON DER SITZBANK  
ANS REDNERPULT**  
Prof. Dr.  
Christiana Fountoulakis (33)  
im Gespräch  
S.22/23

# Drei Jahrhunderte Uniregelungen später und «nichts wichtiges vorgefallen»

Professoren, die auf ihrem Lehrstuhl komplett fehl am Platz sind, einfach nie auf den Punkt kommen, sich dem Burnout nahe wähen oder den Studierenden auf der Pelle hocken? Alles auch früher schon da gewesen! Dennoch war das universitäre Leben im Basel des 17. und 18. Jahrhunderts deutlich anders als im Zeitalter von Bologna.

Aus heutiger Sicht fällt vor allem die allgemeinbildende Ausrichtung der Uni auf; von der Spezialisierung einzelner Fächer war man weit entfernt. Die öffentlichen Vorlesungen vermittelten keinen Gesamtüberblick, stattdessen versuchten die Dozenten, mithilfe des Speziellen auch das Allgemeine abzuhandeln und dabei ihre gesamte Gelehrsamkeit auszubreiten (für Wissenslücken waren private Vorlesungen da). Zudem mussten oft Texte ins Deutsche übersetzt werden. Das Ergebnis war, dass Johann Rudolf II Wettstein 13 Kapitel des Johannevangeliums in nicht weniger als 18 Jahren bewältigte. Auch in anderen Fakultäten herrschte ein gemächliches Tempo: der Jurist Nikolaus Bernoulli behandelte etwa die «Constitutiones Imperatorum Diocletiani et Maxi-

miliani» in 28 Jahren.

Bis die angehenden Professoren einen Lehrstuhl bekamen, mussten sie sich aber noch einem Berufungsverfahren unterziehen. Eine Art Auslosung unter den Spitzenkandidaten sollte dabei Bestechungen und Beeinflussungen vorbeugen. Um überhaupt eine Professur zu ergattern, meldeten sich Personen für Lehrstühle, die nicht ihrer Fachrichtung entsprachen. Dabei fiel manch seltsamer Entscheid: 1795 wurde der Jurist Johann Rudolf Schnell Professor für Hebräisch, das er nicht beherrschte; durch Tausch gelangte er jedoch an den Geschichtslehrstuhl. Ab 1735 war der berühmte Physiker Daniel Bernoulli Professor für Anatomie und Botanik und der Botaniker Benedict Staezelin Professor für Physik. Ein Tausch scheiterte bis zum Tod Staezels 1750 an der Empfindlichkeit Bernoullis.

Solch ein Verfahren nahmen die Bewerber sicherlich nicht in Aussicht auf ein gutes Gehalt auf sich: Eine Professur an der hiesigen Universität wurde schlecht vergütet, und Basel war bekannt für hohe Lebenshaltungskosten. Es war kaum möglich, auswärtige Dozenten anzuwerben. So lehnte der Arzt Philipp Scherb eine

Berufung in seine Heimatstadt ab, da er lieber «im exilio leben als im Vatterland Hungers sterben» wolle. Auffällig viele Professoren blieben ledig, andere hatten z.B. als Anwalt einen Nebenverdienst. Mehrmals bewarben sich Professoren gar um nicht standesgemässe Beschäftigungen wie die eines Oberstknechts, der sich um die Einnahmen aus dem Viehzoll kümmerte. Eine weitere Methode zur Aufbesserung des Einkommens mag für heutige Studierende eine befremdliche Vorstellung sein: gegen ein Kostgeld beherbergten Professoren Hochschüler bei sich zu Hause.

Eine Professur bedeutete gewöhnlich eine Stelle auf Lebenszeit: Rücktritte waren selten, da die jeweiligen Familien auf das Einkommen angewiesen waren. Alte oder kranke Professoren blieben nominell im Amt, wurden aber von Vikaren vertreten. Ein Extremfall war Johann Rudolf Battier, den von 1733 bis 1759 7 Vikare vertraten, die dafür ein Drittel seiner Besoldung erhielten. Dabei erging es ihnen allerdings besser als den Sprachlehrern für Französisch und Italienisch: diese wurden gar nicht bezahlt, bis sie sich einen Namen gemacht hatten.

Dafür hatte jeder Professor die Möglichkeit, einmal als Rektor zu amten. Die einjährige Amtszeit war aber recht anstrengend. Ein Rektor hatte fast alleine u.a. zahlreiche Sitzungen zu leiten und zu protokollieren, Studenten zu immatrikulieren, Gehälter und Fleissgelder auszu zahlen, den Lehrbetrieb zu überwachen, das Archiv zu verwalten, feierlichen Akten beizuwohnen, bei neuen Staatsmännern Gratulationsbesuche abzustatten und sich um Disziplinarstreitigkeiten zu kümmern (etwa Duelle zwischen Universitätsangehörigen). Bis 1744 musste er dazu für Anfragen zu jeder Tageszeit auch zuhause zur Verfügung stehen. Aufgrund der wichtigen Stellung durfte er ohne Erlaubnis der Stadtregierung nicht einmal Basel verlassen. So ist es verständlich, dass sich 1699/1700 der damalige Rektor nicht dazu aufrufen konnte, sein Amtsjahr mit mehr als dem lakonischen Satz «nichts wichtiges vorgefallen» zu protokollieren.

Quelle:

Staezelin, Andreas: Geschichte der Universität Basel 1632-1818. Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1957.

Yvonne Siemann

yvonne.siemann@stud.unibas.ch

## Korrektorat/Lektorat

Damit Ihr Text gut ankommt.

**Niklaus Weber**

**Eidg. Fachausweis – 25 Jahre Erfahrung**

**Telefon 062 751 29 68**

**E-Mail: bessertext@bluewin.ch**

**Korrigiere bzw. lektoriere Bachelor- und Masterarbeiten der Studienrichtungen RW/WW, Phil. Hist., Theologie und Psychologie.**



# Die Geburt eines Dozenten – Eine dramatische Komödie in drei Akten

## gezetera wirft einen Blick hinter die Kulissen einer Berufung

**Akademiker (50), männlich,  
sucht freien Lehrstuhl**

Keine Gruppierung an unseren Universitäten ist derart mit Klischees überfrachtet wie die auserwählte Kaste von Professorinnen und Professoren. Gleichzeitig handelt es sich aber auch um einen Kreis von Menschen, über den die Studierenden üblicherweise am Wenigsten wissen. Zum einen weil Professoren am entgegengesetzten, oberen Ende der Hierarchie thronen, wohl aber auch weil es gar nicht so viele von

Es herrscht ein harter Verteilungs- und Konkurrenzkampf, eine akademische Version des Spiels «Rennen nach Jerusalem», wenn man so will, wobei meistens nur ein Lehrstuhl leer in der Mitte steht.

innen gibt. Im schweizerischen Durchschnitt machen sie nur gerade rund 9% der universitären Angestellten aus. Gleichwohl ist für eine breite Öffentlichkeit das Wort Professor synonym mit dem höheren Bildungssystem und den alltäglichen Symbolen, die wir davon zeichnen: ältere, reife Männer mit Bart und hoher Stirn, vor mässig interessierten Studenten referierend, eine Bücherwand im Rücken und Anzüge tragend, die ihnen häufig ebenfalls nur mässig sitzen. In jüngster Zeit kam hierzulande noch die Angst vor hochqualifizierten Deutschen Einwanderern hinzu, welche die ohnehin raren Spitzenpositionen an den Universitäten weiter verknappen und im Gepäck ihrer nördlichen Mentalität angeblich einen rauerer Umgangston mit sich tragen.

Wie so oft sind Klischees gar nicht so weit von der Realität entfernt, zumindest wenn man dem eidgenössischen Amt für Statistik Glauben schenken darf. Der durchschnittliche Professor ist um die 50 und männlich – der Frauenanteil unter den ProfessorInnen an der Uni Basel beträgt knapp 15%, was leicht unter dem nationalen Durchschnitt liegt. Zu 50% ist er Ausländer und vermutlich Deutscher.

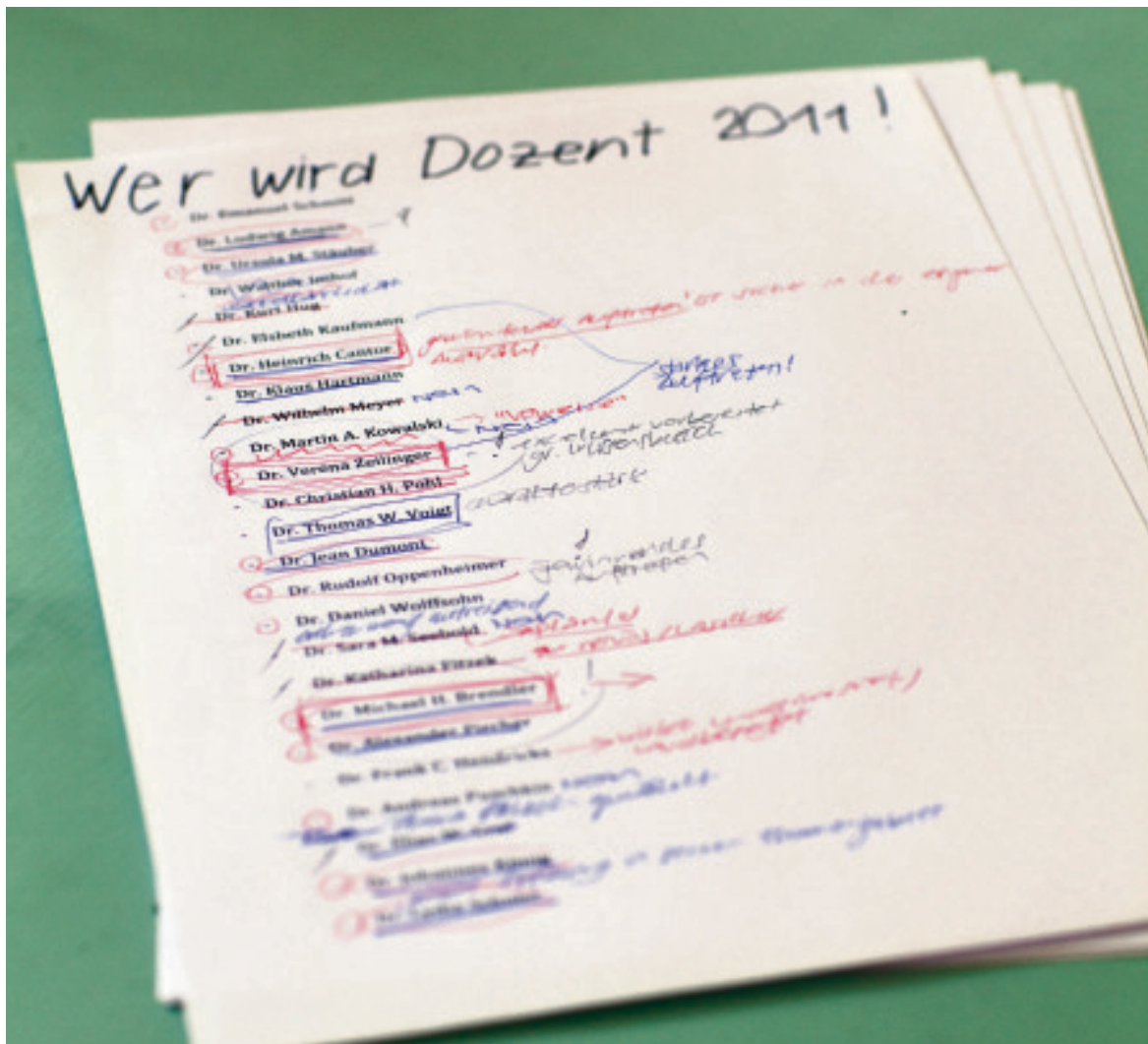
Woher kommen all diese Menschen  
und wie gelangen sie gerade an unsere

Hochschule? Anders als der »profane« Arbeitnehmer in der Ökonomie werden Professoren ja nicht angestellt. Nein, sie werden *berufen*. Das klingt ein wenig so, als ob die Vorsehung sie zielsicher in das angestammte Nest des Ordinariats bugsieren würde. Die Realität sieht freilich ganz anders aus. Es herrscht ein harter Verteilungs- und Konkurrenzkampf, eine akademische Version des Spiels »Reise nach Jerusalem«, wenn man so will, wobei meistens nur ein Lehrstuhl leer in der Mitte steht. Nun ist die Universität ja nicht gerade als Hort der transparenten, basisdemokratischen Entscheidungsfindung bekannt und Berufungen bilden keine Ausnahme. Einigen wenigen Studierenden wird trotzdem ab und zu Einblick in diesen Prozess gegeben, nämlich dann, wenn sie ihre Zunft in den

entsprechenden Gremien vertreten.  
In meinem Fall in der laufenden Berufungskommission eines freigewordenen Lehrstuhls in Soziologie.

## Strukturkommissionen und Kommissionsstrukturen

Wie jedes Schauspiel hat auch dieses einen Prolog, der meistens darin besteht, dass ein Professor emeritiert wird oder einen Ruf an eine andere Universität erhält (Euphemismus für «zur Konkurrenz wechseln»). Für die Studierenden macht sich dies erstmal dadurch bemerkbar, dass das Kursangebot dramatisch verengt wird, vor allem wenn es sich um ein kleines Seminar oder Institut handelt. Vielleicht fallen einem auch fluchende Kommilitonen auf, die ihren Abschluss beim entsprechenden Lehrstuhl geplant hatten. In jedem Falle heisst es



zunächst warten, denn in den meisten Fällen wird zuerst eine Strukturkommission eingesetzt. Diese Kommission hat die Aufgabe, das jeweilige Fach zu evaluieren und die zukünftige Ausrichtung vorzugeben.

Das wäre etwa so, wie wenn man den nächsten Bundesrat von vier bestehenden Bundesräten, einem Parlamentarier, einem deutschen Bundestagsabgeordneten und einem Hanswurst aus dem Volk wählen liesse.

Dabei kann es auch durchaus vorkommen, dass dieses insgesamt in Frage gestellt wird, Mittel gekürzt oder aufgestockt werden.

Hat man sich schliesslich auch auf den Text der Stellenausschreibung geeinigt beginnt die nächste Phase: die Berufungskommission.

Der nicht gerade einfachen Aufgabe der geeigneten Neubesetzung kommt ein Gremium bestehend aus Professoren, Vertretern des Rektorats, externen Fachleuten, Mittelbau und Studierendenschaft nach. Die letzten beiden Gruppierungen teilen sich jeweils eine Stimme, haben für sich genommen also soviel Stimmkraft wie ein Ordinarius. Das wäre etwa so, wie wenn man den nächsten Bundesrat von vier bestehenden Bundesräten, einem Parlamentarier, einem deutschen Bundestagsabgeordneten und einem Hanswurst aus dem Volk wählen liesse. Je nach dem

das Verhältnis zwischen freien Stellen und Nachwuchsakademikern scheint nicht nur asymmetrisch sondern brutal

wer die Kommission leitet und der Zusammensetzung derselben kann zumindest die interne Diskussion

dem demokratischen Geiste unserer Alpenrepublik entsprechen.

Als erstes müssen die eingegangenen Bewerbungen gesichtet werden. Das läuft dann im folgenden etwa so ab: Man hat eine Liste der zahlreichen Bewerber vor sich und streicht der Reihe nach durch, wer entsprechend den vereinbarten Kriterien nicht in Frage kommt. Darunter fallen auch simple Dinge wie «zu alt», «zu jung», «ohne Habilitation», usw. Ausnahmen werden gemacht, sofern jemand einen Fürsprecher findet. Mitunter kann die Kommissionsarbeit für Studierendenvertreter auf eine befremdliche Weise humorvolle Züge tragen, etwa dann, wenn man von «jungen Kandidaten» spricht und damit Akademiker unter 45 meint. Angesichts der Flut an Bewerbungen drängt sich einem alsbald auch die Frage auf, was wohl mit all jenen KandidatInnen geschieht, die keinen Fuss in die Türe kriegen. Klar, man kann sich anderenorts bewerben,

aber das Verhältnis zwischen freien Stellen und Nachwuchsakademikern scheint nicht nur asymmetrisch sondern brutal, schliesslich können und wollen nicht alle in Consulting Firmen enden. Schritt zwei: Von den vielleicht 15-20 KandidatInnen, die noch übrig sind werden Schriften angefordert, welche – spätestens jetzt ist ein freier Terminkalender goldwert – von der Kommission gelesen werden müssen. Es werden Lesegruppen gebildet, die sich nicht nur in das zugesandte Material vertiefen, sondern auch ein Gutachten der jeweiligen Bewerber erstellen müssen. Als Student wird man damit natürlich in einen unlösbaren Konflikt gebracht. Wie bewerte ich jemand, der im aka-

Was wir wohl für Dozierende hätten, wenn wir sie per SMS-Voting berufen würden?

demischen Feld weit vorgeschritten ist? Wann ist ein Fachartikel gelungen? Macht die postulierte funktionelle Strukturäquivalenz der behandelten epistemologischen Kategorien Sinn? Mit der Lektüre und etwas, das vage an eine Meinung erinnert geht es zurück in die Kommission, wo weitergestritten wird. Streiten ist eigentlich das falsche Wort. Zwar bilden sich vielleicht erste Gegensätze und Fronten – oder auch nicht – man bleibt jedenfalls höflich und abwartend. Unweigerlich findet man sich inmitten endloser Abwägungen von Erwartungen und Erwartungserwartungen. Wer denkt was über wen? Weiss der andere, was ich denke, was er denkt, das ich denke? Wer mit gewissen soziologischen Theorien vertraut ist weiss, dass es nur einen Ausweg aus diesem Strudel gibt: drastische Vereinfachung der Realität. Entweder man ignoriert das Dilemma kurzerhand oder man legt sich eine simple Verschwörungstheorie zu Recht, die als Ariadnefaden im sozialen Labyrinth dient.

#### Professoren Casting

Zu guter Letzt bleibt eine Handvoll Bewerber, die zu Vorträgen eingeladen werden und auf deren Eintreffen wir uns gerade vorbereiten. Ich bin gespannt und frage mich, ob sich wohl Parallelen zu einer der zahlreichen Casting-Shows im Fernsehen erkennen lassen. Die Kandidaten müssen nämlich nicht in ihren Vorträgen mit akademischem Wissen glänzen sondern sich auch auf dem glatten Parkett des zwischenmenschlichen

Umgangs souverän zu bewegen wissen, einige von ihnen werden sich beim gemeinsamen Mittag- oder Abendessen gegenüber sitzen. Wird Kandidat A versuchen Kandidat B mit fiesem, subtilen Aussagen über dessen Krawatte aus dem Gleichgewicht zu bringen? Kann Kandidat C vor den Studierenden auftrumpfen? Was wir wohl für Dozierende hätten, wenn wir sie per SMS-Voting berufen würden?

Ab diesem Zeitpunkt können auch die Studierenden wieder etwas mehr Einfluss auf die Dynamik der Berufung nehmen. Natürlich nur, wenn die Fachschaft auch eine genügend grosse Zahl Studierender mobilisieren kann, ein Kampf gegen das allgemeine soziale

Trägheitsgesetz. Hat sich die Berufungskommission auf drei Kandidaten geeinigt, werden diese auf einer Liste platziert und priorisiert.

Diese wird dann an das Rektorat überreicht, dem vorbehalten wird der Empfehlung der Kommission zu folgen, nach eigenem Gutdünken zwei Bewerber zu streichen oder sie als Ganzes zurückzuweisen. In diesem Falle geht die Berufung mit einer neuen Kommission in die nächste Runde und das Prozedere geht von vorne los.

Wo derart viele Interessensgruppen ihre Finger im Spiel haben kann es selbstverständlich zu Blockaden im Räderwerk der Universitätsbürokratie kommen. Während einige Berufungen nach einem Halbjahr über die Bühne sind brauchen andere Jahre, zum Leidwesen der Studierenden und Mitarbeiter, deren Arbeitsvertrag an einen Lehrstuhl gebunden sind. Noch ist Pessimismus nicht angebracht und die Liste möglicher Nachfolger ein offenes Feld. Manche ältere Studierende werden sich womöglich fragen, wozu sich noch damit auseinandersetzen, wenn man so-

Wo derart viele Interessensgruppen ihre Finger im Spiel haben kann es selbstverständlich zu Blockaden im Räderwerk der Universitätsbürokratie kommen

wieso bereits über alle Berge ist, wenn die Neubesetzung erste Folgen zu zeigen beginnt. Meinerseits hoffe ich, dass mei-

ne Vorgängergeneration anders dachte und damals die «höheren Interessen» im Blick hatte, worin auch immer diese bestanden haben mögen.

Andreas Schönenberger

a.schöneberger@stud.unibas.ch



# Trotz alledem und alledem ... – Bologna als Maskerade der phantasmatischen Wissenschaft

Es ist Frühling. Wie bemerkt nicht saisonal, sondern universitär. Unter der wohlgezüchteten Bolognaschneedecke beginnt's zu tauen. Zum Vorschein kommt nicht der übliche gregorianische Klagegesang der Dozierenden und Studierenden, sondern die Maskerade hinter der sich so mancher Bildungswandelnde verstecken konnte. Denn die Systemkritik dient oftmals als Maskerade für die passivische Haltung der Lernenden und Lehrenden, was die Wissenschaft allmählich zum Phantasma verkommen lässt.

Schon wieder Bologna. Wer glaubt, es handle sich bei diesem Artikel um einen erneuten Abgesang auf Bologna, der ist bereits infiltriert worden von den einlullenden Vespern, die in Vorlesungssälen und Unigelände, Lehrende und Lernende in sympathisches Mitschwingen versetzt haben. Mehr als zehn Jahre ist die Lancierung der Bologna-Deklaration nun her und doch versiegen die Proteststimmen nur schwer. Es ist mittlerweile vor allem für die Studierenden und Dozierenden der Phil.1-Fakultät offensichtlich, dass mit Bologna eine Ökonomisierung der Bildung stattgefunden hat, die vorwiegend im geisteswissenschaftlichen Sektor zu Problemen führt. Bologna ist noch immer eine ungelöste Tatsache, das liegt auf der Hand. Doch was bei aller Systemkritik beinahe in Vergessenheit gerät ist die Wissenschaft.

**«Die Wissenschaft kennt nur ein Gebot: den wissenschaftlichen Beitrag» (Berthold Brecht, *Das Leben des Galilei*)**

Die Frage stellt sich, was Wissenschaft denn nun eigentlich ist? Wird der Leistungsgesellschaft Glauben geschenkt, dann handelt es sich bei der heutigen Wissenschaft um eine Ausbildung zum Beruf. Wer studiert, hat einen Auftrag, nämlich sich genau so zu bilden, dass der Weg in die Gesellschaft, die Wirklichkeit gebahnt werden kann. Das Studium wird so zu einem reinen Initiationsritus, der die Wissenschaft ihrer Eigentlichkeit beraubt und sie zum Hirngespinnst verkommen lässt. Bereits Walter Benjamin merkte in seinem Aufsatz *Das Leben der Studenten*



an: «Der Beruf folgt so wenig aus der Wissenschaft, daß sie ihn sogar ausschließen kann. Denn die Wissenschaft duldet ihrem Wesen nach keine Lösung von sich, sie verpflichtet den Forschenden, in gewisser Weise immer als Lehrer, niemals zu den staatlichen Berufsformen des Arztes, Juristen, Hochschullehrers». Lehren und – wie hinzuzufügen wäre – lernen sind demzufolge die Pflichten einer jeden wissenschaftlichen Betätigung. Damit wird der Fokus zum einen von der Zukunftsgerichtetheit auf die Jetztzeit, zum anderen von der Zweckgerichtetheit auf die wissenschaftliche Betätigung selbst gelegt. Studieren und Dozieren bedeutet in diesem Kontext

also das Bemühen um Wissen und die Vermittlung von Wissen. In beiden Fällen wird dem Wissenschaftler die Verantwortung zugesprochen und abverlangt, wissen zu wollen. So der Idealfall.

**«Die Wirklichkeit hat unsere Ideen korrigiert» (Friedrich Dürrenmatt, *Romulus der Grosse*)**

Doch scheitern die Ideen bekanntlich an der Wirklichkeit. So entstand mit Bologna nicht nur Argwohn gegen die Reformen, sondern auch eine fragwürdige Abhängigkeit der Wissenschaftler von der Systemkritik. Hört studentIn sich auf dem Uni-Campus um oder reflektiert eigenes Tun, wird offenbar, dass mehr Zeit

auf Ressentiments verwendet wird als auf Wissenschaft. Wir trauern um einen Studiengang, den wir nicht miterlebt haben und erklären ihn zur Utopie gegen jene die gegenwärtige Wissenschaftstätigkeit an der Universität verblasst. Unser Studium wird

**Wird der Leistungsgesellschaft GLAUBEN geschenkt, dann handelt es sich bei der heutigen Wissenschaft um eine Ausbildung zum Beruf. (...) Das Studium wird so zu einem reinen Initiationsritus, der die Wissenschaft ihrer Eigentlichkeit beraubt und sie zum Hirngespinnst verkommen lässt.**

zur Bolognakritik und zur lethargischen Aussage der Unmöglichkeit eines tiefgründigen Studiums, wir zum Opfer des Systems reduziert. So trotten wir geknickt in Seminare, die uns nicht interessieren; lesen Texte nicht, da wir keine Ahnung haben bei welchem Stapel wir beginnen sollen; meiden Hörsäle, da wir ja sowieso nur eine Multiple choice Prüfung ablegen müssen; lesen nicht über den Tellerrand hinaus, alles wegen Bologna. Was hat Bologna, dass wir uns immer wieder auf Bologna zurückbeufen? Ist Bologna die neue Instanz, die uns in unserer Wissenschaftlichkeit be- dingt?

Doch nicht nur bei den Lernenden ist die Tendenz einer Opferhaltung zu bemerken die sich im messianischen Erlösungsglauben durch die Wiederkehr der wahren Wissenschaft niederschlägt. Auch die Dozierenden nehmen eine paradoxe Haltung ein. Leistungsnachweise werden ad absurdum geführt, indem Prüfungen Frage-Antwort-Spielen gleichkommen; mündliche Beteiligung durch Notengebung erzwungen wird und der Glaube an fundierte Referate einer abnickenden Resignation gewichen, wäh-

rend der Blick nostalgisch gegen die Vergangenheit gerichtet ist, alles wegen Bologna. Wo bleiben Dozierende, die uns Studierenden Möglichkeiten anbieten uns auf die Wissenschaft zu besinnen und

vorleben, was sie propagieren. Schliesslich wird der Begriff ‚Lehre‘ nach Grimm wie folgt etymologisch hergeleitet: «(...) so ist unser Wort zufrühest auf den älteren weidemann bezogen gewesen, der dem jüngeren die Spur des wildes erkennen und beachten lehrte.» Doch statt die Studierenden die Spur der Wissenschaft erkennen zu lehren, bietet der Bolognaabgesang auch den Dozierenden einen angenehmen Fluchtweg, weg

von der Verantwortung hin zur Maskerade. Dementsprechend bleibt kaum Raum für Selbstverantwortung und Gestaltung des wissenschaftlichen Raumes. Bologna hat vorgegeben, was zu tun und zu lassen ist: Kritik am System.

**«Krise ist ein produktiver Zustand. Man muß ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.» (Max Frisch)**

Bologna wird so zu bestimmenden Faktor für das Studium und die Lehre. Nicht Bologna als Reform, sondern die Kritik an dem System, die Selbstverantwortung abspricht. Und wo bleibt die Wissenschaft? Die verkommt zum reinen Phantasma. Denn mit jeder zur hohlen Phrase verkommenen Bolognakritik beschwören wir eine vermeintlich ursprüngliche Wissenschaftlichkeit herauf und bemerken gar nicht mehr, dass wir als Wissenschaftler Wissenschaft betreiben und nicht Bologna unser Studium gestalten kann. Im Tanz der Maskerade wird die Wissen-

schaft je länger je mehr aufgeschoben und bleibt hinter der vermeintlichen Utopie zurück, um schliesslich in Gänze Phantasma zu werden. Um also nicht einer Kritik der

**Denn mit jeder zur hohlen Phrase verkommenen Bolognakritik beschwören wir eine vermeintlich ursprüngliche Wissenschaftlichkeit herauf und bemerken gar nicht mehr, dass wir als Wissenschaftler Wissenschaft betreiben und nicht Bologna unser Studium gestalten kann.**

Kritik anheim zu fallen müssen wir uns auf den Gegenstand der Wissenschaft besinnen: Dies beinhaltet sicherlich die Reflexion und Diskussion über das System, jedoch als erste Bedingung der Wissenschaft immer noch das Gestalten des eigenen Wissenschaftsraumes

innerhalb von Bologna. Ich plädiere folglich für einen kreativen Umgang mit dem System, indem dem ganzen Unibetrieb mit einem grosszügigen Lächeln begegnet wird und wir uns wieder nur uns selber Rechenschaft ablegen. Wenn ich also keine Lust habe in mühsamen Seminaren zu sitzen, nur der Punkte wegen, schreibe ich in diesem Modul eine freie Seminararbeit; wenn ich keine Lust verspüre, eine Minimalprüfung abzulegen über ein riesiges Fachgebiet, dann frage ich an, ob ich einen Essay schreiben kann usw. Natürlich bedarf es dazu der Willensbereitschaft der Dozierenden, die womöglich die Schultern nicht mehr resigniert in die Höhe ziehen, wenn sie merken, dass studentIn sich dem Wort entsprechend wieder um Wissenschaft bemüht.

Quellen:

Benjamin, Walter: *Das Leben der Studenten*. In: Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee. Zürich. Diaphanes: 2010. S.47.

Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm (Hrsg.): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig : Hirzel 1854-1960. Bd. 6, S. 559.

Deborah Nobs  
dn@gezetera.ch



Ein Sammelurium von Aufsätzen zum Thema finden sich in:

**Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee.** Horst, Johanna-Charlotte et al. (Hrsg.) Zürich: diaphanes 2010. 348 S.



nachgefragt

# Wie hältst du es mit den Dozierenden?

**Dominique**

Wirtschaftswissenschaften

**gezetera:** Was macht für dich eine gute Lehrperson aus?

Eine gute Dozentin oder ein guter Dozent muss bei den Studierenden das Interesse für das Fach wecken können und auch ein wenig charismatisch sein. Die Lehrperson muss komplexe Themen gut zusammenfassen können und darf sich nicht in Details verlieren.

**gezetera:** Und woran erkennt man schlechte Dozierende?

Daran, dass sie unfreundlich und generell nicht am Umgang mit den Studierenden interessiert sind. Auch daran, dass sie ausstrahlen, dass sie einfach nur ihren Job machen und nicht mit Herzblut dabei sind.

**gezetera:** Was würdest du anders machen, wenn du selbst Dozent wärst?

Ich würde versuchen weniger den rei-



nen Wissensstand, als die Denkweise der Studierenden zu prüfen. Das hiesse mehr offene Fragen zu stellen, die nicht einfach durch die Wiedergabe von auswendig gelernten Fakten beantwortet werden könnten.

**gezetera:** Wenn du die Wahl hast zwischen einer faden Lehrperson mit einem spannenden Thema und einer didaktisch begabten Lehrperson mit einem langweiligen Thema, wofür entscheidest du dich? Ich würde mich wohl für das interessante Thema bei der faden Lehrperson entscheiden. Schlussendlich muss man sich selbst mit der Materie befassen, der

oder die Dozierende ist da sekundär. Vorlesungen erachte ich immer nur als unterstützend zum eigenen Engagement.

**Lukas und Marco**Life Sciences  
Technologies, FHNW

**gezetera:** Geht ihr zur didaktischen Null mit dem spannenden Vorlesungsinhalt oder zum Redetalent mit dem faden Thema?

**Lukas:**

Ich tendiere zum langweiligen Inhalt. Vielleicht findet man dennoch etwas Spannendes daran, wenn es das Redetalent gut rüberbringt.

**Marco:**

Ich wähle den spannenden Inhalt. Ich mache fast alles im Selbststudium, da kann ich mit einem guten Thema mehr anfangen.

**gezetera:** Welche Eigenschaften schätzt ihr bei Dozierenden?

**Lukas:**

Zugänglichkeit ist wichtig. Ich schätze es, wenn man mal auch persönlich mit ihnen reden kann und sie nicht gleich fluchtartig den Vorlesungssaal verlassen. Zudem schätze ich es, wenn es einer Lehrperson nicht nur um die akademische Reputation geht und sich stark in der Lehre engagiert.

**Marco:**

Mir ist wichtig, dass es ein gutes Skript und einen roten Faden durch die Vorlesung gibt. Eine Lehrperson muss sich zudem mit dem Fach identifizieren und kompetent sein. Gewisse Dozierende sind bei uns definitiv fehl am Platz, ein generelles Problem an der FH.

**gezetera:** Dozierende sind bekannt dafür, dass sie etwas seltsame Angewohnheiten pflegen. Fällt euch da spontan etwas ein?

Ja, einer unserer Dozenten trinkt während der Vorlesung sehr gern ein Glas heisses Wasser. In einer Pause vergass er sein Ansteckmikrofon auszuschalten und so konnten wir seine Konversation mit der Kassiererin der Cafeteria mithören: „Ja, das ist nur heisses Wasser“.

**Aileen**

Rechtswissenschaften

**gezetera:** Spannendes Vorlesungsthema mit einer/einem ermüdenden Dozierenden oder lahmes Thema mit einer interessanten Lehrperson?

Immer die interessante Lehrperson. Wenn sie gut ist, versteht sie es auch die langweiligsten Themen interessant zu gestalten, während eine uninspirierte Lehrperson einem auch das spannendste Thema vermiesen kann.

**gezetera:** Was macht eine gute Lehrperson aus?

Lebendigkeit und eine gewisse Eigenheit finde ich wichtig. Freude und Interesse am Thema sowie Klarheit sind ebenfalls zentral.

**gezetera:** ... und was eine schlechte?

Desinteresse, schlechte Laune, Angstmacherei und eine vorwurfsvolle Haltung sind absolute Motivationskiller.

Interview:

Sven Schopfer

Fotos:

Sandra Amport







## academic couples – Vitamin B mal zwei

Er Professor, sie Professorin: der Stoff aus dem so manche Akademikerträume gemacht sind. Welche Vorzüge die so genannten *academic couples* haben, soll hier nicht dem Duktus entsprechend wissenschaftlich abgehandelt, sondern polemisch überzeichnet werden.

### KARRIERE

Die steile Treppe nach oben gemeinsam erklimmen bringt so einige Vorteile mit sich: Ein persönliches Lektorat für die Diss ist schon immer vorhanden oder gar ein Ghostwriter wenn's mal hakt, gegenseitiges Schulterklopfen und Zunicken bei Vorträgen, Vitamin B mal zwei und was das Beste ist: sogar Internetdienste haben sich auf die neuen Begehrlichkeiten ausgerichtet. So hat das online Magazin Inside Higher Ed ein search tool eingerichtet, das auf die Zweisamkeit am Arbeitsplatz abonniert ist: «Are you and a partner searching for two jobs together? Use our dual career search and locate your possibilities». Traute Zweisamkeit auch beim Bewerbungsgespräch und der Arbeitgeber kriegt sozusagen zwei für einen.

### KOMFORT

Wenn die Suche nach einem gemeinsamen Arbeitsort klappt oder sogar das gleiche Institut erobert werden kann, dann stellt sich auch am Arbeitsplatz ein gewisser Komfort ein. <Work-life-balance> sellt kein Problem mehr dar, da ja das Leben am Arbeitsplatz stattfindet: Gestritten wird auf der seminareigenen Toilette, liebkost in Seminaren zu Sinn und Sinnlichkeit, diniert beim Businesslunch, Sport getrieben beim Unisport, debattiert in Seminaren. Dabei immer schön den Fokus auf den Partner richten und ihn vor universitärer Demütigung bei Vorträgen bewahren: «Lass ihnen doch Zeit, die Frage zu beantworten (Joviales Umarmen inklusive).»

### KLEIDUNG

Abgerundet wird das Doppel durch farblich abgestimmte Kleidung: Sie mit magnolienfarbenem Schal, er mit selbfarbigem Veston. Auch wenn sie versuchen, den Schein von Individualität durch den räumlichen Abstand aufrecht zu erhalten, zeigt sich spätestens an der farblich abgestimmten Kleidung, wer zu wem ge-

hört. Wem Farbbezüge etwas zu vulgär-modistisch sind, dem empfiehlt sich die subtilere Stilvariante: Jägeroutfit zu Fasanenjacket, existenzialistisch schwarz zu geometrischem Schmuck, geflochtene Minimalstzöpfchen mit Rosabundhose zu überdimensioniertem Schlabberpulli und roter Röhrenjeans. So findet jedes Töpfchen sein Deckelchen und markiert akademisch gekonnt sachte Zugehörigkeit.

### KLASSE

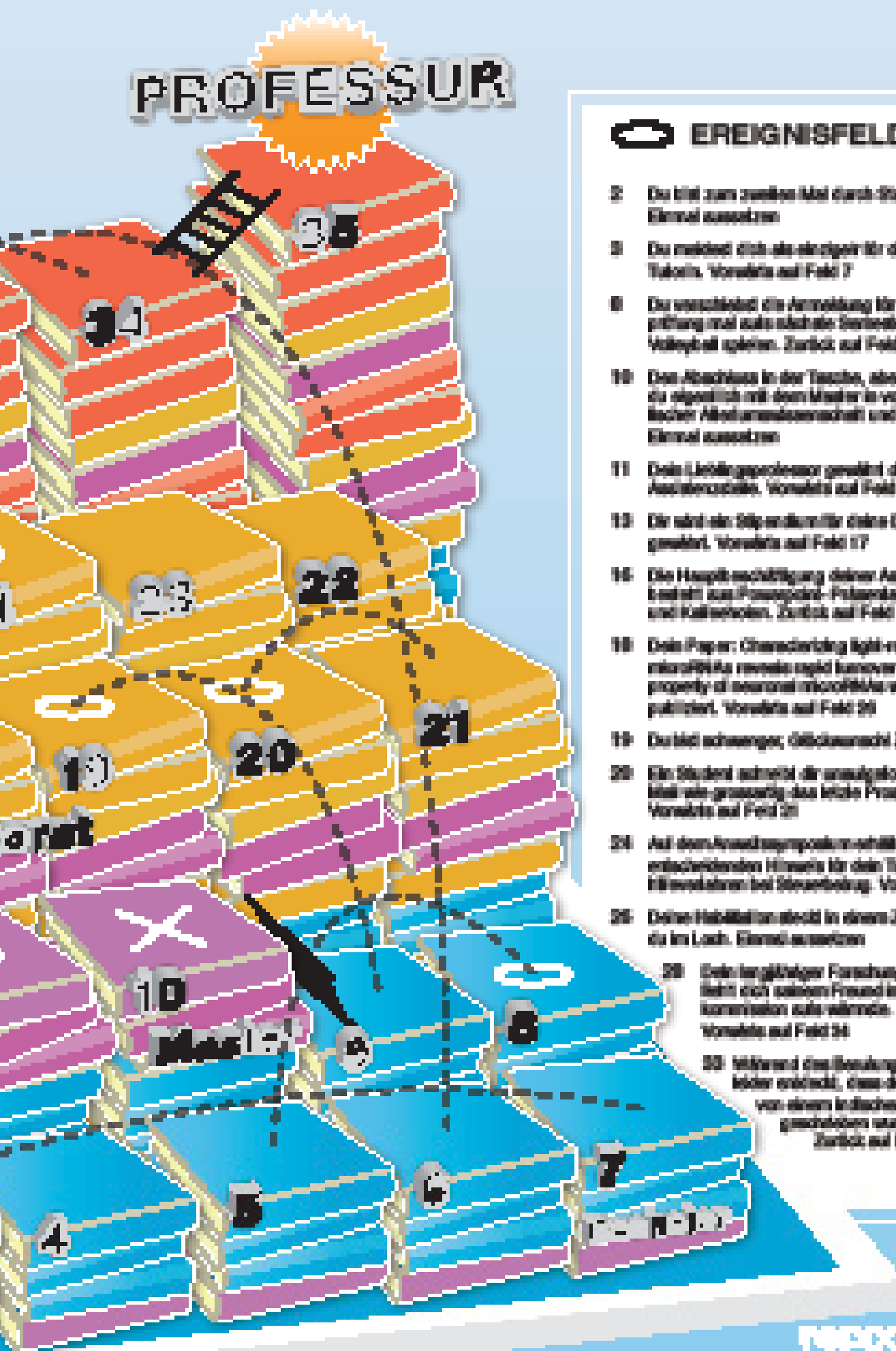
So findet sich, was zueinander gehört. Milieuwechsel sind doch arg zu anstrengend und geistig kaum anregend. Und wenn's in die Brüche geht? Hach, im universitären Biotop schwimmen doch noch andere Fische ...

Quellen: <http://www.insidehighered.com/career/seekers>

Deborah Nobs  
dn@gezetera.ch



# PROFESSUR



## ☁ EREIGNISFELDER ☁

- 2 Du bist zum zweiten Mal durch Statistik I gewusst. Einmal aussetzen
- 3 Du meldest dich als Einzelgänger für die Stelle als Tutorin. Vorwärts auf Feld 7
- 6 Du verschickst die Anmeldung für die Masterprüfung mal auch nächste Semester und gehst Volleyball spielen. Zurück auf Feld 5
- 10 Den Abschluss in der Tasche, aber was sollst du eigentlich mit dem Master in vorderstelektischen Abstraktenrechnen und Modellierung? Einmal aussetzen
- 11 Dein Lieblingsprofessor gewinnt dir eine Auszeichnung. Vorwärts auf Feld 16
- 13 Du wirst ein Stipendium für deine Doktorarbeit gewährt. Vorwärts auf Feld 17
- 16 Die Hauptbeschäftigung deiner Auszeichnung ist die Entwicklung aus Postgraduierten-Publikationen-Erreichen und Kalkulationen. Zurück auf Feld 14
- 18 Dein Paper: Characterizing light-regulated retinal microtubule reorganization as a common property of neuronal microtubule wird im Cell (9) publiziert. Vorwärts auf Feld 20
- 19 Du bist schwanger, Glückwunsch! Zurück auf Feld 9
- 20 Ein Student schreibt dir unangekündigt in einem Mail wie gewohnt das letzte Proseminar was. Vorwärts auf Feld 21
- 24 Aus dem Auswahlsystem schließt du einen entscheidenden Hinweis für dein Thesen über Antikörperkationen bei Steuerbefrag. Vorwärts auf Feld 26
- 26 Deine Habilitation steht in einem Zischendel und du im Loch. Einmal aussetzen
- 28 Dein langjähriger Forschungspartner empfiehlt sich seinem Freund in der Beratungskommunikation auszuwählen. Vorwärts auf Feld 34
- 33 Während des Beratungsverfahrens wird leider entdeckt, dass deine Habilitation von einem Indianer (Einzelgänger) geschrieben wurde. Zurück auf Feld 6



# Der steinige Weg zur eigenen Professur

Die Berufslaufbahn an der Universität zwischen Internationalisierung, Publikationsdruck und ständiger Unsicherheit

Wohl jeder Studierende an der Universität fragt sich im Laufe seiner Studienstzeit eher später als früher, ob er nicht eine akademische Laufbahn einschlagen sollte. Natürlich beantworten viele diese Frage schnell mit einem energischen Nein, ebenso wie man in der Gymnasialzeit keineswegs zugeben wollte, dass man den Lehrerberuf in Erwägung zieht. Doch eine gewisse Anziehungskraft oder zumindest eine Neugierde gegenüber einer potentiellen Zukunft an der Universität bleibt bestehen. Doch wie sieht ein universitärer Karriereweg aus? Was erwartet die Dozierenden von morgen bei ihrem Aufstieg durch die Bolognawelt?

Wie der Vizerektor Forschung & Nachwuchsförderung Prof. Peter Meier-Abt ausführt: heute gibt es verschiedene Wege zur Professur. Zudem variiert der Karriereverlauf zwischen den verschiedenen Fachrichtungen. Das Doktorat bildet zwar nach wie vor die Grundlage für jegliche weitere Karriere an der Universität, wie dieses genau ausgestaltet ist, kann sich je nach Studienrichtung und Finanzierungsmodell stark unterscheiden. Klassisch ist die Anstellung in einer fünfzig-prozentigen Assistenz, wobei die übrige Zeit dann für die Dissertation aufgewendet werden kann. Man sollte jedoch nicht davon ausgehen, dass die normalen Bürozeiten für das Arbeitspensum ausreichen. Das Lied von den steigenden Studierendenzahlen und der steigenden Arbeitsbelastung der Assistierenden kennt man bereits zur Genüge. Eine Alternative dazu ist die Anstellung im Rahmen eines Forschungsprojektes oder eine Stelle ausserhalb der Universität, was ebenfalls mit Vor- und Nachteilen verbunden ist. Die Entwicklung geht allgemein in die Richtung strukturierter Doktoratsprogramme oder Graduiertenschulen, welche Stipendien für die besten Doktorierenden vergeben.

Die Post-Doc Phase ist für den Ordinarius in spe, was die Arbeitsbelastung angeht, auch nicht unbedingt ein Hort der Heiterkeit. Bei den Naturwissenschaften kann es da schon einmal vorkommen, dass der eigene Name nicht auf einer Publikation erscheint, obwohl der Post-Doc doch mindestens genau so viel Arbeit hinein gesteckt hat wie der Professor. Auch wenn die Löhne jetzt vielleicht ansteigen,

so verdient selbst eine Professorin an der Universität immer noch dreimal weniger als jemand ähnlich qualifiziertes in der Privatwirtschaft, meint Meier-Abt. Entsprechend gering ist auch der Verdienst eines Post-Docs, besonders wenn man es an der Arbeitsleistung bemisst.

Die Habilitation, früher unabdingbar für ein Ordinariat, verliert international an Bedeutung. Prof. Meier-Abt geht davon aus, dass sie längerfristig auch in der Schweiz fallen wird. Die Durststrecke zwischen Assistenz und Professur ist jedoch lange. Auch wer es bis zum Oberassistenten gebracht hat, wird es nicht zwingend zur Professorin, zum Professor schaffen. Gegenüber der Anstellung als OberassistentIn bietet die Assistenzprofessur als nächste Stufe, wenn auch nicht mehr Sicherheit, so doch mehr Forschungsfreiheit und weniger Einbindung in die Lehre. Bereits jetzt gilt die Regel: wer bereits einmal irgendwo eine Assistenzprofessur besetzt hat, kann auch ohne Habilitation einen Lehrstuhl erreichen.

Die attraktivste der Assistenzprofessuren bildet die Tenure-Track-Stelle, da diese nach fünf bis sechs Jahren auf eine Professur hinführen kann. Nach einer erfolgreichen Evaluation und wenn man sich durch messbare Forschungsleistungen ausgezeichnet hat, können Tenure-Track-Dozierende nach dieser Frist mit einer Professur rechnen. Für letztere bedeutet dies grössere Sicherheit und für die Universität hat dies zusätzlich den Vorteil, dass Assistenzprofessuren mit Tenure Track während dieser sechs Jahre günstiger sind als eine volle Professur.

## Vom Publizieren

Publikationen sind das A und O des aufsteigen-

den Akademikers. Ohne mindestens 10-15 Publikationen macht eine Bewerbung auf eine Professur gar keinen Sinn. Wer nicht publiziert, wird nicht wahrgenommen im nationalen oder internationalen Forschungsumfeld. Dies gilt zunehmend auch für die sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächer, obwohl diese stärker innerhalb ihrer Sprachgrenzen agieren und zudem häufiger Bücher als Papers hervorbringen. Sie sind entsprechend auch schwieriger in Zitationsindizes zu fassen. Die Notwendigkeit der stetigen Publikation kann in den Naturwissenschaften dazu führen, dass Erkenntnisse scheibchenweise publiziert werden, um beispielsweise den eigenen Hirsch-Index (bibliometrischer Massstab für Zitationen eines Autors) zu erhöhen.

Dieser Publikationsdruck ist nicht nur auf den internationalen Forschungswettbe-



werb, sondern auch auf eine wachsende internationale Konkurrenz um die guten Stellen zurückzuführen. Die Mobilität der Wissenschaftlichen hat sich in den letzten Jahren stets erhöht. Wer später eine Professur innehaben möchte, hat, wenn er sich nicht gerade auf die Schweizer Themen (wie z.B. Schweizer Recht) beschränkt, zwingend Auslandsaufenthalte vorzuweisen. Die Dozierende von morgen sollte deshalb darauf achten, spätestens seinen Post-Doc nicht an derselben Universität zu absolvieren, an welcher er auch studiert oder doktoriert hat. Europa oder die USA sind das Berufsfeld des heutigen Akademikers. Zunehmend suchen auch ausländische Hochschulabsolventinnen Anstellungsverhältnisse in der Schweiz, was die Konkurrenzsituation erhöht.

Sowohl während dem Doktorat als auch in der Post-Doc Phase sei das Networking mit anderen Forschenden unabdingbar, meint Peter Meier-Abt. Der Besuch von Konferenzen und Symposien ist somit ein wichtiger Teil der Laufbahn. Die eigenen Forschungsmethoden sollen abgeglichen, die eigenen Massstäbe fortschreitend angepasst werden, um sich in der internationalen Community zu bewähren. Die internationale Vernetzung der Wis-

senschaftskreise zeigt sich auch bei Akademiker-Paaren, welche an verschiedenen Universitäten unterrichten. Zur überdurchschnittlichen Arbeitsbelastung kommt dann das wöchentliche Pendeln über grosse Distanzen und der Verzicht auf herkömmliche Lebensmodelle, wie Agnes Hess, die Leiterin des Ressorts Nachwuchsförderung an der Universität Basel ausführt.

Der Ausgleich all dieser Faktoren ist nicht immer einfach. Sowohl Meier-Abt wie auch Hess sind sich einig, dass es wichtig ist, sich seine eigenen Ziele und Motivationen klar zu machen. Sie raten den Studierenden, schon während des Studiums herauszufinden welche Richtung sie einschlagen möchten. Ein längerfristiges Denken ist somit für die akademische Laufbahn, wenn auch nicht Bedingung, doch dringend empfohlen.

#### Von der Freiheit des Forschenden

Doch weshalb soll man bei einem vergleichsweise geringen Verdienst, einer grossen Arbeitsbelastung bei hohem Frustrationsrisiko (gemäss einer Studie von Julia Regula Leemann aus dem Jahr 2002 erreichen nur 3% der Assistierenden eine Professur) überhaupt eine akademische Karriere in Angriff nehmen?

Worin liegt die Faszination des Berufes? Prof. Meier-Abt entgegnet darauf, dass das Geld nicht das Ziel der universitären Laufbahn sein kann. Menschen mit eingetragtem Sicherheitsbedürfnis sollten eher auf diesen Werdegang verzichten, denn bis zur Berufung in den Professoratstand kann man sich seiner Position und Zukunft nie absolut sicher sein.

Der wahre Grund für die Attraktivität des Berufs als Professor sieht Meier-Abt nicht in dem Prestige des Postens. Für ihn ist es schlicht einer der besten Berufe den es gibt, weil man die grosse Freiheit hat, seine wissenschaftlichen Interessen zu verfolgen. Als Professorin hat man keine Vorgesetzten im eigentlichen Sinn, man bestimmt seine Arbeitszeiten selbst, kann seine Forschung, eingeschränkt höchstens durch das eigene Budget, selbst wählen. Mit voller Leidenschaft kann ein Ordinarius in Essentia sein Hobby zum Beruf machen. So ist es doch verständlich, dass es für jemanden, der es an die Spitze der akademischen Karriereleiter geschafft hat, kaum eine bessere Arbeit geben kann.

Daniel Hofer  
dho@gezetera.ch

KLUGE VERLANGEN MEER.

**KONZENTRATION  
UND  
LEISTUNGS-  
FÄHIGKEIT  
FÜR DEN  
FRÜHLING.**



HALIBUT® brain unterstützt die Konzentration, die geistige Leistungsfähigkeit und die Belastbarkeit. Die Fischöl-Kapseln sind reich an ungesättigten marinen Omega-3-Fettsäuren, Lecithin aus Sojabohnen, Lutein, 10 Vitaminen und zahlreichen Vitalstoffen.



natürliche Basis

Mehr Informationen  
finden Sie unter  
[www.halibut.ch](http://www.halibut.ch)



Merz Pharma (Schweiz) AG, [www.halibut.ch](http://www.halibut.ch)



HALIBUT® brain:  
Unterstützt die  
Konzentration.



Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Gezetera Leser-Aktion

**CHF 5.-**

**Rabatt**

beim Kauf einer Packung  
HALIBUT® brain.  
Einlösbar bis 29. April 2011 in  
allen Apotheken und Drogerien.  
Nicht kumulierbar.

Information für den Fachhandel:  
Rückstattung durch den Aussendienst

Merz Pharma (Schweiz) AG, [www.halibut.ch](http://www.halibut.ch)



# Jetzt haben die Kritikpunkte doch überwogen. Über Kommentare und Feedbacks.

Sehr gut. Ausgezeichnet! PASS. Gut. PASS. Weit fortgeschritten. Mangelhaft. PASS. Selbstverständlich versteht sich... FAIL. Was ist wohl das ideale Feedback? Lob, konstruktive Kritik, eine Besprechung, eine Überarbeitungschance. Was ist die Realität? PASS. Ein PASS für unvorbereitete Vorträge, ein PASS für wirre Essays, ein PASS für pro forma Prüfungen, ein PASS für Anwesenheit. Und dann gibt es noch die schriftlichen und mündlichen Kommentare. Gute, schlechte, neutrale. Besonders fiese, besonders ignorante. Wütende, solche, die nur dazu dienen, aufgestauten Frust abzulassen. Rote, grüne, blaue, Word-Überarbeitungsmodus, winzige Randbemerkungen mit Bleistift. Striche, Haken, Wellenlinien, Durchstrei-

chungen, Ausrufe- und Fragezeichen. Präzise! Sehr scharf! Gut. In dieser Form ist Ihre These keine. Gelungen. Überzeugend! Beeindruckend. Wo ist das Literaturverzeichnis? Café mit der Dozentin, Hilfestellungen. Senden Sie mir Ihre Disposition der Arbeit! Jetzt haben die Kritikpunkte doch überwogen.

Je nach Fachgebiet und Kursart werden auch Noten verteilt. Eine Fünf-Komma-Fünf. Eine Sechs. Eine Vier. Was ist der Schnitt? Bin ich nun die bessere Philosophin?

Zwei Seiten Kommentar als PDF! Das ist erstaunlich – war die Arbeit so schlecht? Ausführlich und lehrreich waren die Korrekturen vor allem in Tutoraten. Was sagt das aus? Muss ich um eine Rückmeldung

in Seminaren bitten? Aber meine Essays werden doch schon gelesen? Ich weiss, der Kommentar ist mit Arbeit verbunden. Nicht ganz. Ja, genau! Wie meinen Sie das? Können Sie das genauer erläutern? Um auf Ihre Leistungsnachweise zu sprechen zu kommen... Direkte Rückmeldungen in Seminaren sind ausdiskutierbar. Hat meine Dozentin überhaupt zugehört? Und warum wird meine Wortmeldung durch ihre Wiederholung korrigiert? Ja und einmal, einmal druckte ein Dozent fehlerhafte Leistungsnachweise auf Folie und zerlegte sie vor allen Teilnehmern.

Lilian Pala  
lilian.pala@stud.unibas.ch

## Genius Lokus

Dass der Geist der Universität bis in ihre kleinsten Ritzen weht und wirkt, zeigt sich auch an den unzähligen Diskussionen und Meinungsäusserungen, die auf den Wänden ihrer sanitären Anlagen festgehalten sind. Kürzlich beim Besuch verschiedener Toiletten fiel auf, dass fleissige Facility-Manager in der vorlesungsfreien Zeit Tabula rasa mit den Klowänden gemacht haben. Es ist nicht ganz klar, was die Uni mit diesem Löschvorgang erreichen wollte. Man kann doch allgemein davon ausgehen, dass die Wände relativ schnell wieder bemalt werden. Sollte mit der Putzaktion etwa einfach wieder Platz für neue Debatten geschaffen werden?

### Abbild der Gesellschaft

Bereits jetzt finden sich denn auch wieder Aufforderungen zum munteren Weiterschreiben («Mehr Macht einer verzierten Wand!»). Tatsächlich wird der kleine Zeitraum zwischen Stuhl- und Studiengang von vielen Studie-



renden schon wieder genutzt, um nach neuen Freunden zu suchen («Geil? Tel. 076 \*\*\*»), den Wortschatz zu erweitern («Synonyme für «Scheissen»: ...»), sich als Latrinenlektor zu betätigen («Aufmerksamkeitsdefiziet??» wird mit «Sprachdefiziet??» kommentiert) oder selbstreferentielle Kunstwerke zu schaffen («der Mensch ist effektgeil», geschrieben mit orangem Leuchtstift). Beim Besuch der Herrentoilette im drit-

ten Stock der Universitätsbibliothek fällt auf, dass sich ein Diskussionskraken gebildet hat, der einen beträchtlichen Teil der Wandfläche einnimmt. Im Zentrum steht ein Aufruf, die besten Titel für einen Pornofilm zu finden («Die besten Pornotitel: ...»). Die einzelnen Nennungen haben bereits bei jemanden zur Revision seines Menschenbildes geführt («Wusste gar nicht, dass in der UB so primitive Leute gibt!«); was wiederum Anlass zu gesellschaftspolitischen Reflexionen von links («Die UB ist auch nur ein Abbild der gesamten Schweiz und da wählen fast 30% SVP – primitiver geht's wohl kaum!!!») bis rechts («War es nicht die noch primitivere «SP-Jungpartei JUSO», die sich für Pornos im Primarunterricht stark machte?») gab. Verzweifelt ruft ein Teilnehmer mit Pfeilen in alle Richtungen zur Ordnung («Ruhe im Saustall»).

Man stelle sich vor, jemand könnte diese Klowand für ein Abbild des studentischen Niveaus halten. Aber wir wollen mal nicht so empfindlich sein; also Schwamm drüber!

Sven Schopfer  
scs@gezetera.ch



## Kategorienfehler 2 – die Philo-Kolumne

## Die «Philosophen-WG»



«Ja, wie läuft es in der Philosophen-WG?» pflegte ein Freund mich eine Zeit lang als erstes zu fragen. Er erntete, als ich die Frage zum ersten Mal hörte, ziemlich verärgerte Blicke von mir: Wieder so eine doofe Frage, dachte ich mir, die das Klischee des weltfremden Denkers an den Tag ruft, der die Tage und Nächte damit verbringt, alleine im Zimmer vor sich hin zu meditieren, jeden Sinn für das praktische Leben verloren hat und wenn es gut kommt, gerade noch weiss, wie er die zu seinem Überleben notwendige Kaffeemaschine bedient... Natürlich gab mein Freund ganz unverhüllt zu, dass er sich beim Gedanken an unsere WG vorstellt, wie wir um den Tisch sitzen, hochgestochen Stuss bereden wie z.B., ob der Tisch nun tatsächlich existiert oder nicht, während das Essen langsam kalt wird.

«Die Philosophen-WG», begann ich mich schliesslich selbst zu fragen, «was zeichnet sie aus?».

Es stimmt, die Mehrheit unserer WG schlief morgens so lange wie irgendwie möglich und war davon überzeugt, dass das Gehirn sowieso erst ab 10 Uhr damit beginnt, langsam den Betrieb aufzunehmen. In den Zimmern stapelten sich – unter, auf, neben und selten nicht auch im Bett – haufenweise schlaue Bücher, die Titel trugen wie «Es ist, als ob» und die jeder normale Mensch schon nach dem ersten Satz weit nach hinten ins Regal geschoben hätte. Nachts brannte bei uns das Licht oftmals bis zum Morgengrauen und es lässt sich auch nicht leugnen: wir diskutierten tatsächlich oft an unserem Küchentisch. Eigentlich war das sogar so ziemlich unsere Lieblingsbeschäftigung! Wenn immer möglich mimten wir die ideale Kommunikationsgemeinschaft von Philosoph Apel nach und führten dabei endlose und komplizierte Diskussionen über Gesellschaft, Gerechtigkeit, Wahrheit und – eines unserer Lieblingsthemen – die Frage des Subjektseins. So lange bis der eine oder andere aus Müdigkeit aufstand, sich ins Zimmer zurückzog und damit zugleich be-

wies, dass Jürgen Habermas' ideales Diskursprinzip einen Scheiss Wert ist – denn in unserem Fall gewann nicht das beste Argument, sondern derjenige mit dem ausdauerndsten <Sitzfleisch>.

Doch abgesehen davon, waren wir eine ganz <normale> WG: Wir unterstützten uns gegenseitig, sahen uns auch mal einen anspruchslosen Film an, stritten uns darum, wer den Müll rauszubringen hat und brachten es – praktisch veranlagt wie wir waren! – sogar fertig, ein kulinarisches Essen zu zubereiten. Dieses liessen wir uns dann – man möge es kaum glauben – an unserem tatsächlich real existierenden Küchentisch schmecken. Wir unterhielten uns dabei oft von Mensch zu Mensch und liessen das hochgestochene Philosoph-zu-Philosoph-Gequatsche gerne auch mal aus. Denn wir waren zwar eine, eine richtige «Philosophen-WG», aber oftmals war sie für uns auch einfach nur die verdiente Pause davon!

Miranda Oeschger

miranda.oeschger@stud.unibas.ch

## Verdunkelungsgefahr 2 – die Jus-Kolumne

## Career Coaching mit Mayonnaise



Es gibt gute Gründe, immer Mayonnaise an mündliche Prüfungen mitzunehmen. Dann läuft es meistens wie geschmiert. Und schmecken nachher auch die Sieger-Pommes! Jetzt aber eine kleine Geschichte dazu:

Bevor das Semester zu Ende geht und die Prüfungen kommen, sollte man vielleicht doch einmal die Vorlesung besuchen. Der Adrenalinpiegel steigt an und man will den Professor beschnupern, bevor man bei der Mündlichen aufeinander losgelassen wird. Nervös sitze ich darum in meiner ersten Vorlesung Irgendwas-Recht, der letzten des Semesters. Am Hellraumprojektor führt der Professor uns Studierende brillant und überzeugend in den Rest der Materie ein. Ich staune – ein Tröpflein Speichel fällt aufs Papier. Dann kommen Übungsfälle; jeder sagt einen Satz, der Reihe nach von unten links. Ich schwitze jäh, befreie hastig mein eingeschweisstes Gesetzbuch und rechne aus, bei welchem Problem ich an der Reihe bin – da erlöst mich die Mittagsglocke. Das

nährhafte Menü in der Mensa stopft mein Defizit in Irgendwas-Recht nicht. Ich hol mir Dessert. Da steht der Professor vor mir an der Kasse. Er dreht sich zu mir um und fragt: «Mayonnaise, wo ist die?»

Ich zeige auf den grauen Kasten gleich vor seinem Gesicht. Er guckt verdattert, greift sich ein gelbes Tütchen und geht. «Zahlen!» kreischt die Kassiererin. Er kommt zurück und kramt umständlich Münzen aus seinem Portemonnaie. (Erste hungrige Studenten scharren hinter ihm mit den Füßen.) Danach hat er auch noch das Besteck vergessen und dreht drei Runden ums Salatbuffett.

Da war es – Halleluja! – das so genannte Fachgenie! Der Mensch, über den Nicht-Akademiker gerne sagen: «Jaja, Periodensystem, Brecht und Erbrecht rückwärts auswendig können. Aber einen Nagel senkrecht einschlagen! Das hat er nie gelernt!» (Man muss fairerweise sagen, dass das auch nicht einfach ist.) Ich selber habe die Existenz des Fachgenies immer geleugnet. Bei nichtakademischem Besuch schlug ich darum demonstrativ Nägel in die Küchenwand. (Nach zehn, zwölf hatte ich den Dreh je-

weils raus.) Doch jetzt ward der Beweis erbracht! Das Fachgenie, es lebt tatsächlich: Der Professor, der bei aller rhetorischen und fachlichen Brillanz an der Mayonnaise scheitert.

Und schon ist der letzte Abend vor der Prüfung; ich stehe kurz vor dem Learn-Out. Da krame ich so ein Tütchen Mayo hervor. Es mahnt mich sanft: «Alles, was du lernst, lässt dich Nägel schräger einschlagen.» Wie recht du hast, liebe Mayonnaise! Irgendwie werde ich schon meinen Senf zu Irgendwas geben können. Zufrieden räume ich die schädlichen Bücher weg und spiele endlich die nächste Folge von Boston Legal ab.

Bernhard Eymann

bernhard.eymann@stud.unibas.ch

# Zehn Minuten Powervortrag

**Stell Dir vor, es ist Vortrag und alle hören hin!  
Gibt's nicht? Stimmt nicht! – Die Universität  
Basel und das Theater Basel sorgen dafür.**



„Vortragskompetenz“: Die Fähigkeit, mittels einer geschickten Mischung von geballter Information, ansehnlicher Körpersprache/Vortragsweise und der richtigen Menge technischer Hilfsmittel seine Zuhörer dazu zu bringen, seinen Ausführungen zu folgen. Ohne narkoleptische Intermezzi. Ohne das dauernde Geraschel der Gratiszeitungen. Und natürlich idealerweise so, dass schon beim Zuhören der Fragen und des Interesses genug entsteht, um hinterher den Vortrag kritisch zu hinterfragen und die Ausführungen in der Diskussionsrunde zu vertiefen. So weit die Theorie. Nun ist es aber für alle Studierenden, die schon den einen oder anderen Seminarvortrag hinter sich haben, klar, dass es mehr gibt zwischen Vortragenden und Zuhörerschaft, als dieses hehre Ideal: Wikipedia-Ruminationen (im zoologischen, nicht im bildungssprachlichen Sinn!); endlose Powerpoint-Serien; unmotivierter Tritt-breitvortragende, die sich von der Vortragsgruppe aushalten lassen ... Genau bei solchen Missständen setzt die Idee des Science-Slams an: Jeder Teil-

nehmer bekommt zehn Minuten Zeit, um das Publikum möglichst für sein Fachgebiet zu begeistern. Nach zehn Minuten Redezeit entscheidet das Publikum, wie gut oder schlecht der Beitrag des Slammers gewesen ist. Dass sich in zehn Minuten keine komplexen Theoreme in die Köpfe der Zuhörer säuseln lassen, ist evident: Vereinfachung geht vor Vertiefung, Illustration vor Ausführung, Power vor Akuratesse, Darbietung vor Inhalt. Originalität und Unterhaltungswert sind alles und Fussnoten und Literaturhinweise allenfalls Pausengespräch.

Wie kann ein komplexes Fachgebiet so dargestellt werden, dass ein bunt durchmisches Publikum möglichst davon profitiert? Um kochentrockenen Faktendiskurs geht es nicht: sondern darum, eigene Forschungen einer breiteren Öffentlichkeit schmackhaft zu machen. Und genau dafür, fürs Kredenzen von wissenschaftlichen Amuse-Bouches, eignen sich zehn Minuten Vortragszeit, gefolgt von Applaus oder Pfiffen, vorzüglich. Wissen wird auf spielerische Weise fassbar und allfällige Kommunikations-

hemmnisse, die den Transfer des Fachwissens an ein grösseres Publikum erschweren, werden gnadenlos abgebaut. Populärwissenschaftliche Wissensvermittlung mit Ereignischarakter, von der man halten kann und soll, was man will. Spielerischer Ausdruck des Drittmittelakquirierungszwangs in der Forschung, vielleicht. Eine Begleitveranstaltung zu den jährlich hochgejubelten, noch höheren Maturandenbesuchstags- und Neustudierendenzahlen? Wer weiss. Vorboten des Camps-, Castings- und Containergedankens im universitären Umfeld? Mit Sicherheit nicht. Eine Veranstaltung, die hilft, die Kluft zwischen der Tiefe des angeeigneten Wissens und den Präsentationsfähigkeiten zu überwinden: im Idealfall. Begeisterung zu zeigen für das, was man sich in langen Jahren des Studiums angeeignet und erschlossen hat. Daran teilhaben zu lassen. Damit etwas zu riskieren. Dafür steht der Gedanke des Science-Slams, der seine Wurzeln in Poetry-Slam wie in der Verständlichkeitsforschung hat und mittlerweile im ganzen deutschen Sprachraum verbreitet ist.

Dank der Universität Basel und des Theaters Basel nun auch am Rheinknie. Am 29. April 2011 findet der erste Basler Science-Slam statt. Interessierte können sich noch bis zum 19. März mit ihren Projekten und Forschungsarbeiten bei [mark.inglin@unibas.ch](mailto:mark.inglin@unibas.ch) melden. Zu jeder Bewerbung gehört ein Beschrieb des Forschungsgebiets und ein kurzes Selbstportrait. Mit etwas Glück öffnen sich auch Dir die Pforten zur Kleinen Bühne des Theaters Basel. Wetten, dass Du nachher nie mehr Vortragslampenfieber hast?

Gregor Szyndler  
[gs@gezetera.ch](mailto:gs@gezetera.ch)

# Wikileaks und die Folgen

Keine Internetseite geniesst die Medienpräsenz von Wikileaks. Zeit für einen sachlichen Blick hinter die Kulissen. Der Suhrkamp-Verlag wirft ihn.

Die Entstehung des «Collateral murder»-Videos, mit dem Wikileaks 2008 einer breiten Weltöffentlichkeit bekannt wurde, steht am Anfang des Buchs. Das Video zeigt den Tod von Zivilisten im Irak. Hier kann man nachlesen, was für ein Kraftakt dahinter steckt. Daten werden gesichtet, verifiziert, zusammengeschnitten und im Kontext mit dem Rohmaterial veröffentlicht. Jeder soll die Sache selbst nachprüfen können.

Mit dem Verhältnis zwischen traditionellen Medien und Wikileaks beschäftigen sich die «Spiegel»-Chefredakteure Georg Mascolo und Mathias Müller von Blumencron sowie Simon Rogers vom englischen «Guardian». Gemeinsam mit der «New York Times» werten sie die «Cablegate»-Dokumente aus, jene 250'000 Botschaftsdepeschen, die immer wieder für (vermeintlich?) neue News sorgen. Hier werden Wesensunterschiede zwischen Wikileaks und den verbundenen Zeitungen klar. Während Wikileaks alle Depeschen so gut wie unzensuriert veröffentlichen will, ist der «Spiegel» bestrebt, eine strenge Auswahl zu treffen, die Namen von Beteiligten zu schwärzen und die Daten dann erst zu verwenden.

Gerade dort, wo sich die Texte um die Geschichte von Wikileaks drehen, ist das Buch eine Entdeckung. Hier tre-

ten bürgerrechtliche Wurzeln der Plattform zutage, über die man kaum je fundiert informiert wird: Warum sollen die höchsten Datenverschlüsselungsstufen staatlichen Akteuren vorbehalten sein? Warum soll sich der Staat im elektronischen Nachrichtenverkehr weniger Sorgen um die Sicherheit seiner Daten machen müssen als Millionen unbescholtene Bürger, deren Mails jederzeit von lichtscheuer Seite ausgelesen werden können?

Leider schaffen es nicht alle Autoren, den aufgeregten Plattitüden des Wikileaks-Diskurses zu widerstehen. So werden, wenn auch erfreulich selten, dümmliche neologistische Nullrunden und Schlagwort-Heissluft-Kombinationen wie «Talibanisierung der postmodernen Theorie» oder «informationgebombt werden» bemüht. Das wird aber vom Buch als Ganzes mehr als wettgemacht.

Das Buch ist ein idealer Startpunkt für vertiefende Auseinandersetzungen mit dem Thema und hilft, die täglich auf uns einprasselnden Wikileaks-Schlagzeilen kritischer zu sehen. Warum tobt Julian Assange, wenn das Leck auf einmal selbst ein Leck hat? Darf, wer für das Ideal völliger Transparenz einsteht, selbst so intransparent sein? Muss er es, um sich vor der geballten Macht seiner Gegner zu schützen? Warum sperren Kreditkartenunternehmen in vorausseilendem Gehorsam Konten der Plattform? Rechtfertigt die Stecknadel das



Publizieren eines solchen Heuhaufens? Wer für sich Antworten sucht, wird fündig.

Mit Wikileaks einhergehende Strukturänderungen werden auf verschiedenen Gebieten (Medien, Diplomatie, Demokratie, Netz) aufgezeigt. Besonders die Einblicke in die Beziehung zwischen Wikileaks und den klassischen Medien sind aufschlussreich. Hier treten Chancen und Gefahren zutage: Unter dem Deckmantel der Enthüllung lässt sich auch gezielt desinformieren. Wikileaks wird auch künftig auf die Rechercheleistung und -kompetenz der «dead-wood»-Medien angewiesen bleiben.

Gregor Szyndler  
gs@gezetera.ch

## «Wikileaks und die Folgen»

Erschienen: 24.01.2011  
Broschur, 238 Seiten  
Suhrkamp-Verlag  
ISBN: 978-3-518-06170-1  
CH: 15,90 sFr

zVg: [http://www.suhrkamp.de/buecher/wikileaks\\_und\\_die\\_folgen\\_6170.html](http://www.suhrkamp.de/buecher/wikileaks_und_die_folgen_6170.html)

**Karger Libri**  
Ihr Wissen ist unser Beruf

**Fachliteratur  
für dein Studium.  
Direkt am Petersplatz!**

10% Rabatt  
auf Studienliteratur

Petersgraben 31 4061 Basel  
Tel. +41 61 308 16 16  
Fax +41 61 308 16 18

books@libri.ch  
www.libri.ch/books

Mo 13.30 - 18.30  
Di-Fr 10.00 - 18.30  
Sa 10.00 - 17.00





# Märchenhaft

EINE KURZGESCHICHTE VON DANIEL LÜTHI



© Udo Baumgärtner / PIXELIO

Hänsel und Gretel verirrteten sich im Wald, aber erst, als sie wieder aus seinen finsternen Tiefen hinausgefunden hatten, merkten sie, wie schön es dort eigentlich gewesen war. Wer hätte gedacht, dass das kalte und glitschige Moos in Wirklichkeit samtig weich war und die spröden Birken von der Sonne warm wurden, wenn man nur lange genug wartete? Jedes dürre Blatt flüsterte ihnen seine Geschichte zu, und selbst die Blindschleichen im Unterholz waren fast handzahn gewesen.

«Schläfst du?», fragte Gretel, als sie wieder zuhause im Bett waren, doch Hänsel schwieg. Am nächsten Morgen begleiteten sie den Vater wie immer zum Holzhacken und Reissigsammeln in den Wald. Dieses Mal nahmen sie weder Kiesel noch Brotkrumen mit, um den Weg zu markieren. Als der Vater abends nach ihnen rief, waren sie längst schon hinter den Bach geflohen, der in den älteren Teil des Waldes führte. Der Duft hier war schwer, betörend. Mücken tanzten in den Strahlen der untergehenden Sonne und Spinnweben funkelten im hohen Gras, während sie atemlos lachend an dicken Baumriesen vorbeirannten, Hände und Füsse klebrig von Harz. So plötzlich kamen sie wieder auf die Lichtung mit dem Hexenhäuschen, dass Hänsel vor Schreck stolperte. Sie blieben stehen, lauschten dem Zirpen der Grillen im Feld vor dem Häuschen. Es stand noch, auf den ersten Blick unverändert, seit sie es verlassen hatten, doch dann fiel ihnen das

feuchte Glitzern des Lebkuchendachs auf. Vorsichtig gingen sie näher heran. Bienen umschwärmten das zerlaufene Zuckerwerk ganz oben. Honig tropfte wie flüssige Dämmerung von

den Rändern des Daches, der Geruch machte sie schwindeln. Die Hexe war tot, ihre Asche längst im Wind verschwunden. Trotzdem schauderte es Hänsel, als sie einen Blick zur Tür hineinwarfen und die Pilze sahen, welche nun auf den Betten und der Kommode wuchsen. Alles zerfiel und zerbröckelte langsam, doch auf dem Küchentisch direkt vor ihnen lagen zwei lächelnde Lebkuchenmännchen, frischgebacken und mit Silberperlen und Zuckerguss verziert. Sie dufteten verlockend. Gretel trat einen Schritt darauf zu, die Hand ausgestreckt, als der letzte Sonnenstrahl hinter dem Fenster erlosch und ein Schatten über die Kinder fiel. Bald darauf war es still im Wald.

[dal@gezetera.ch](mailto:dal@gezetera.ch)

## Wortader

Erglimmungslaut,  
Letternbett,  
Grünmorph,  
Entfachte Welt.

Keine Frage der Zeit, bei weitem,  
Sie spricht in hundert.  
Hält ein Tun ihr flüssern stand,  
Weiss Zweifel ich zu Ferngeliebten.

Von Kopf bis Fuss die Furcht gefragt,  
Haltlos nah und schaukelnd geborgen.  
Haut an Haut, die Antwort trägt.  
Wortmadonna, Amen, in Ewigkeit  
Gebrannt.

Den Mantel vergass er,  
Mein Sommer sein Rahmen.  
Ein Haar noch am Kragen,  
Nun trocken gelacht

Und feuerbereit  
Lodert es Wunsch aus, verklingt den Stoss.  
Unterschreibt mir Worte, mein jedes:  
In grün, in Wahrheit, in hundert.

Yelisaveta Staehlin  
[y.staehlin@stud.unibas.ch](mailto:y.staehlin@stud.unibas.ch)

**STOP EGO. START XTRA.**

Mit den xtra-Abos erlebst du mehr mit deinen Freunden.

Für alle unter 26: Du telefonierst gratis auf über 8 Mio. Swisscom Nummern, surfst kostenlos bis 500 MB, kannst bis 750 SMS gratis verschicken und hast erst noch die Chance, tolle Wettbewerbspreise für dich und deine Freunde zu gewinnen. Zum Beispiel eine Woche Winterferien: [swisscom.ch/xtra](http://swisscom.ch/xtra)

NATEL® xtra liberty medio, CHF 45.-/Mt., Inbegriffen sind Anrufe auf Swisscom Anschluss, 250 SMS ab Handy, 500 SMS ab Xtra-Zone, 500 MB fürs Surfen. Alle Angaben gelten für die Nutzung im Inland. Vollständige Angebotsbedingungen und weitere xtra-Abos auf [swisscom.ch/xtra](http://swisscom.ch/xtra)

**swisscom**



Universität St.Gallen

## Master of Arts HSG in Organisation und Kultur (MOK)



Lernen Sie  
Innovations- und Veränderungsprozesse  
in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur...

- ... kritisch zu beobachten
- ... integrativ zu erklären
- ... und wirksam zu gestalten

**Neu ab  
Herbst  
2011**

Bachelor-AbsolventInnen der Wirtschafts-, Rechts-, Sozial- und Kulturwissenschaften können sich bewerben.

Besuchen Sie uns am Master-Infotag der HSG: 7. März 2011 / [www.infotag.unisg.ch](http://www.infotag.unisg.ch)



# «Die Studierenden kommen schliesslich auch einfach nicht mehr, wenn Sie den Ruf als «Hexe vom Hörsaal 16» haben»

gezetera im Gespräch mit Prof. Dr. Christiana Fountoulakis (33) über Akademikereltern, hungrige Top-Talente und professorale Tischgespräche.

**Sie stammen aus einer Familie mit akademischem Hintergrund. Wie hat dies Ihren Werdegang beeinflusst?**

Es hat mich wahrscheinlich schon beeinflusst, wenn auch eher unbewusst. Mein Vater ist Chemiker, meine Mutter Architektin. Es war irgendwie klar für uns, dass man an die Universität geht. Es war wohl wie in einer Musikerfamilie, in der es sich automatisch ergibt, dass die Kinder dann auch selbst Musik machen. Meine Eltern entsprachen jedoch nicht dem Klischeebild überambitionierter Akademikereltern. Ich wollte lange Zeit Klavier studieren, wovon sie nicht so begeistert waren. Nicht weil es kein klassisches Hochschulstudium war, sondern wegen der Ungewissheit, die damit verbunden ist. Ich habe dann Ius studiert, meine Schwester Phil. I. Beides ist ja ein wenig entfernt von den Fächern der Eltern. Wir hatten also unsere Freiheit.

**Das Magazin Capital, welches Sie als eines von 40 Top-Talenten der Wissenschaft unter 40 Jahren ausgezeichnet hat, beschrieb die junge Elite mit folgenden Attributen: hochqualifiziert, hungrig, erfolgreich und am Gemeinwohl interessiert. Erkennen Sie sich wieder und wenn ja, was bedeutet für Sie hungrig?**

Wenn man Ordinaria an einer Universität ist, gilt man wohl automatisch als hochqualifiziert und erfolgreich. Das «hungrig» ist mir auch aufgefallen (lacht). Ich denke es ist nicht so negativ, wie es zunächst klingt. Positiv interpretiert ist es ja das Gegenteil von gesättigt. Idealerweise muss jeder, der etwas aktiv bewirken will, noch einen gewissen Hunger haben. Wenn ein Wissenschaftler kein Bedürfnis mehr verspürt, etwas geistig aufzunehmen und etwas zu produzieren, dann ist das ja das Ende.

**Und wie halten Sie es mit dem Gemeinwohl?**

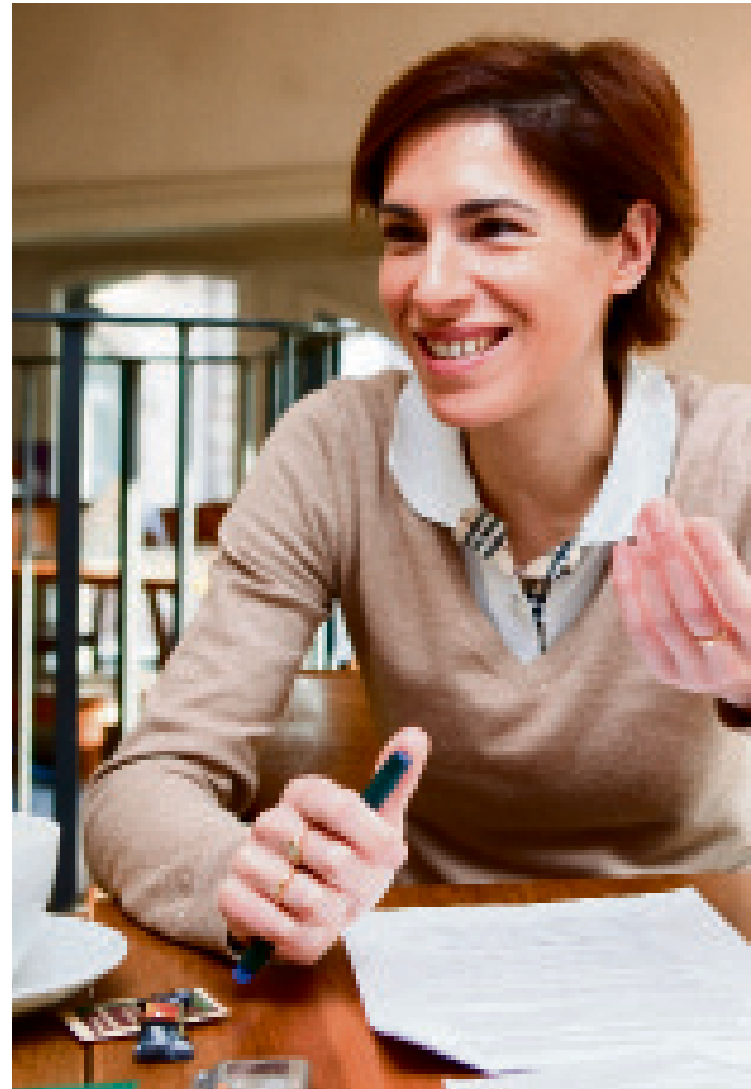
Ich denke in dem Artikel ging es darum, dass die junge Generation nicht einfach

nur verbissen ehrgeizig ist und um jeden Preis an die Spitze will, ohne an die Mitmenschen zu denken. Man hat das Interesse am Gemeinwohl in dem Artikel auf verschiedene Weisen verstanden. Es kann sein, dass man entweder neben dem Job etwas Wertvolles für die Gesellschaft macht oder selbst einen sozialen Beruf ausübt. Am Gemeinwohl interessiert heisst auch, dass man soziale Fragen aufgreift. Mein neuestes Projekt geht in interdisziplinärer Weise der Frage nach, was eigentlich die alternde Gesellschaft bewirkt. Und das, nehme ich an, gilt als soziales Thema, weil es uns alle betrifft. Natürlich heisst am Gemeinwohl interessiert auch, dass man auf seinem Weg keine Leichen hinterlässt.

**Es benötigt aber wohl einiges an Abgrenzung und Konkurrenzfähigkeit, um sich den Weg zur Professur zu ebnet. Wie definieren Sie Konkurrenz und welche Rolle spielt Konkurrenz in einer akademischen Karriere?**

Positive Konkurrenz ist förderlich. Wenn man sich selbst anstrengt und ein Ziel setzt, das aber andere auch haben, ist dies durchaus motivierend.

In einem Artikel des Spiegelmagazins standen negative Beispiele wie das gegenseitige Verstecken von Literatur. Ich habe selbst erlebt, wie einer Kollegin im Studium Bücher und Notizen versteckt wurden. So etwas finde ich natürlich negativ. Für mich ist klar, dass Konkurrenz existiert, und sie ist für mich primär auch nicht negativ konnotiert. Ich kann mir natürlich vorstellen, dass wenn man das Konkurrenzdenken mit dem «hochqualifiziert», «hungrig» und «erfolgreich» kombiniert, jetzt beim Leser das Bild einer Bestie oder eines Nerds entsteht (lacht). Zu einem gewissen Grad stimmt das natürlich auch – das mit dem Nerd, meine ich. Ich bin diszipliniert, fleissig, habe viel gearbeitet, aber das ist ja nicht alles. Ich bin auch ein normaler Mensch, habe einen Mann und ein Kind.



**Bei einer Frau, die eine höhere Position bekleidet, wird oftmals der Vorwurf laut, es handle sich nur um eine «Quotenfrau». Haben Sie solche Laute schon einmal vernommen?**

Ich selbst habe diesen Vorwurf praktisch nie gehört. Es gibt ja keine Quoten an der Universität, die erfüllt werden müssen. Als ich Assistenzprofessorin wurde, gab es schon frustrierte männliche Mitbewerber, die ihren Unmut mir direkt gegenüber geäussert haben. Es ist natürlich auch eine gute Ausrede für Männer zu sagen, dass jemand eine Stelle nur aufgrund des Geschlechts erhalten hat. Ich habe mich nach meiner Habilitation an mehreren Orten beworben und es gab oft hervorragend qualifizierte Frauen in der engsten Auswahl. Bei



diesen handelte es sich also definitiv nicht um «Quotenfrauen». Es kommen immer mehr qualifizierte Frauen auf den Markt. Gerade in Fribourg gibt es viele weibliche Lehrpersonen. Ich denke daher nicht, dass ich da eine «Quotenfrau» bin, da es sie schlicht nicht gebraucht hat.

**Bei Ihrer Qualifikation hätten Sie leicht einen hoch dotierten Job bei einer internationalen Top-Kanzlei erhalten. Was gab eigentlich den Ausschlag für eine akademische Karriere?**

Ich habe mich relativ früh während des Studiums entschieden diesen Weg zu gehen. Ich glaube, ich habe die Entscheidung nach meiner Teilnahme am Willem C. Vis Moot gefasst. Während des Moot konnte ich mich aus dem Studium ausklinken und mich ein halbes Jahr einer einzigen Frage widmen. Das weckte auch das Interesse, eine Dissertation zu schreiben. Bereits als Hilfsassistentin hatte ich Einblick in die Lehrstühle und mir gefiel die zeitliche Flexibilität, die es einem erlaubt, etwas gründlich durchzudenken. Klar, die Top-Kanzleien waren ein Thema. Ich arbeitete ein halbes Jahr in London in einer grossen amerikanischen Kanzlei. Man lebt dann wirklich auf grossem Fuss, fliegt einmal pro Woche in der Welt herum, arbeitet an spannenden Fällen bis spät in die Nacht. Man steht jedoch unter einem enormen Druck und kann sich nicht wirklich Zeit nehmen, die Dinge durchzudenken, was einfach nicht gestimmt hat für mich. Ich war sehr froh, wieder an die Uni zurückzukehren. Die Flexibilität zu bestimmen, wann man aufsteht, wann man arbeitet und mit was man sich beschäftigt ist für mich unbezahlbar.

**Sie haben sich früh für diesen Weg entschieden und scheinen jetzt als ordentliche Professorin eigentlich am Ziel Ihrer Laufbahn angekommen sind. Welche Pläne verfolgen Sie noch?**

Ich habe mir immer gedacht, wenn ich mal eine solche Stelle habe, dann herrscht mindestens ein halbes Jahr Ruhe. Das Gegenteil ist der Fall. Mit dem Professorentitel gilt man plötzlich als zitierfähig und muss für viele Anfragen präsent sein. Mit der Stelle sind aber auch ein kleines Team sowie die Infrastruktur und Ressourcen verbunden, um an eigenen Projekten zu arbeiten. Angekommen bin ich höchstens in dem Sinn, dass ich an der Uni bin und eine relativ sichere Stelle habe. Forschungsmässig geht es für mich aber erst jetzt richtig los.

**Was antworten Sie auf den Vorwurf der mangelnden praktischen Erfahrung, dem gerade junge Professorinnen und Professoren ausgesetzt sind?**

Es ist ja nicht so, dass ich keine praktische Erfahrung hätte. Ich war in einer Kanzlei und habe Gerichtspraktika gemacht. Wenn ich nicht alle Kniffe der Anwälte im Vorlesungssaal weitergeben kann, ist dies nicht tragisch, da die Studierenden nach dem Studium sowieso nochmals in einer Kanzlei in die «Lehre» gehen. Bei meiner Veranstaltung zum Scheidungsrecht hole ich natürlich Praktiker in die Vorlesung. Ich bringe dann jeweils den theoretischen Input, lasse den Praktiker reden und gebe zum Schluss nochmals eine theoretische Zusammenfassung.

**Welche Grundsätze verfolgen Sie denn in der Lehre?**

Man muss die Studierenden ernst nehmen, das ist das A und O. Es sind erwachsene Menschen, die eben auch hungrig sind und etwas lernen wollen. Ich denke, das schlimmste, was ich ihnen antun könnte, wäre unvorbereitet und trocken zu sein oder Ihnen dasselbe Manuskript über Jahre einfach vorzulesen. Es ist wichtig Beispiele zu geben und bei Fragen nicht einfach darauf hinzuweisen, dass man es in einem Buch nachlesen könne. Ich würde meine Studierenden auch nie bloss stellen. Ich rufe zwar auf, wenn sich niemand meldet, aber man hat das Recht zu sagen, dass man die Antwort nicht weiss. Ich insistiere dann nicht, sondern gehe zur nächsten Person. Die Studierenden kommen schliesslich auch einfach nicht mehr, wenn Sie den Ruf als «Hexe vom Hörsaal 16» haben.

Gerade junge Professoren nehmen Didaktik sehr ernst. Ich finde man muss fachlich wirklich top sein und die Materie anschaulich rüber bringen können. Wenn man dann noch für die Studierenden in der Pause und Sprechstunden erreichbar ist, bietet man den Studierenden ziemlich viel.

**Ihr Mann ist ebenfalls Rechtsprofessor. Was alle Studierenden wohl brennend interessiert: sind die Studierenden Thema beim Tischgespräch?**

Mein Mann ist Professor in Deutschland, wir haben also nicht dieselben Studierenden. Wir reden also nicht über einen konkreten Herrn x oder eine Frau y. Aber natürlich redet man darüber, was im Hörsaal vorgefallen ist. Die Studierenden spielen eine Rolle im Leben. Man lebt von einer Vorlesung zur anderen, bereitet die eine vor, dann die andere. Gerade nach der Vorlesung telefoniere ich öfters mit meinem Mann und erzähle ihm, wie die Vorlesung gelaufen ist, ob die Studierenden gelacht haben oder die Materie gecheckt haben. Als es darum ging, Hilfsassistenten anzustellen, habe ich mich auch mit meinem Mann darüber unterhalten.

*Interview: Deborah Nobs, Sven Schopfer*

Prof. Dr. Christiana Fountoulakis, geboren 1977, studierte von 1995 bis 2000 Rechtswissenschaften an der Universität Basel, wo sie sich anschliessend auch promovierte (2004) und habilitierte (2009). Seit dem 1. August 2010 ist sie ordentliche Professorin für Personen- und Familienrecht an der Universität Fribourg. In ihrer rechtswissenschaftlichen Publikationstätigkeit befasst sie sich neben familienrechtlichen Fragen auch mit Themen des nationalen und internationalen Handelsrechts. Sie ist verheiratet und hat einen zweieinhalbjährigen Sohn.



Fotos: Lucian Hunziker